

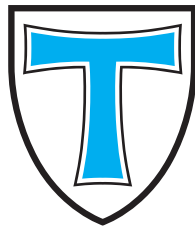
Jahrgang 47 | 2014

Gießener Universitätsblätter



Jahrgang 47 | 2014

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: *Gießener Anzeiger*
 Sparkasse Gießen

Umschlaggestaltung: Auf den Spuren Alexander von Humboldts: Spielscholle „Orinoco“
Foto der LGS GmbH zum Bericht ab Seite 15.

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
 Institut für Altertumswissenschaften
 Justus-Liebig-Universität
 Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
 35394 Gießen
 peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
 Postfach: Ludwigstraße 23
 35392 Gießen
 Telefon 06409 804312
 dr@angelika-mueller-scherf.de

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Berichte aus Universität und Stadt

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft	7
Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft	11
Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen	13
Bericht der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen	15

II. Themen und Thesen

<i>Joybrato Mukherjee:</i> Rede zum Akademischen Festakt der JLU am 29. November 2013	23
<i>Bernhard Kempen:</i> „Wissenschaft als Beruf“ – von Hoffnungsträgern und Bittstellern in der „Bildungsrepublik Deutschland“	31
<i>Erhard F. Kaleta:</i> Herpesviren der Vögel und Reptilien	39
<i>Frank Mehring:</i> Karl (Charles) Follen: Zwischen radikalem Revolutionär und demokratischem Reformier	49

III. Fächer, Forscher, Perspektiven

<i>Yasar Sarikaya:</i> Ein historischer Schritt an der JLU Gießen. Die Einführung der Islamischen Theologie und ihrer Didaktik	67
<i>Ulrike Weckel:</i> Verstehen wollen und erzählen können: Fachjournalistik Geschichte an der JLU	71
<i>Thomas Möbius:</i> Vorstellung der Professur „Germanistische Literaturdidaktik“	79

IV. Aktuelle Forschungsprojekte

<i>Volker Wissemann, Hans-Peter Ziemek:</i> Die Hermann-Hoffmann-Akademie – Ein Praxisfeld für Studierende und ein Ort der innovativen Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse	83
--	----

Inhalt (Fortsetzung)

Felix Münch:
„Haben Sie noch Fragen zu den Öfen?“ –
Eine Studienfahrt in die NS-Gedenkstätte Hadamar 89

V. Berichte aus geförderten Projekten

Matthias Greiff:
Die Funktionsweise von Reputationssystemen.
Ein Einblick ins Labor für experimentelle und empirische Wirtschaftsforschung 101

Nicole Tamka:
Workshop „Karrieremanagement –
Laufbahnberatung & Berufsfeldorientierung – ein Rückblick 105

Jürgen Dinkel, Dirk van Laak:
(Anti-)Kolonialismus auf der Leinwand.
Dekolonisierung und Film in den 1960er Jahren
Workshop vom 5. bis 6. Dezember 2013 in Gießen 107

Monika Wingender:
Bericht über das 35-jährige Partnerschaftsjubiläum mit der Universität Łódź 109

Artem Kouida:
Der weiße Fleck wird bunter –
Belarus-Forschung an der Justus-Liebig-Universität 113

Christine Reinle:
Stand und Perspektiven der Sozial- und Verfassungsgeschichte
zum Römisch-Deutschen Reich.
Der Forschungseinfluss Peter Moraws auf die deutsche Mediävistik –
Bericht über die internationale Tagung am 17. und 18. Januar 2014 in Gießen 117

Annette Huppert:
Inklusion in hessischen Schulen –
Bericht über die Vortragsreihe an der Justus-Liebig-Universität Gießen 123

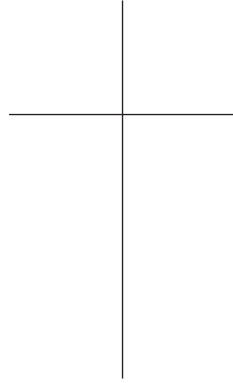
Stefan Ottersbach:
Benjamin Brittens „War Requiem“ op. 66,
aufgeführt in Gießen am 8. und 9. Februar 2014 –
Ein Entstehungsbericht 127

IV. Personalia 133

V. Biographische Notizen 137

I. Berichte aus Universität und Stadt





EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Dr. Otto Brüggemann

Harald Drechsler

Dr. Wolfhart Hoffmann

Prof. Dr. Hans-J. Kanold

Prof. Dr. Werner Kübler

Dr. Ottmar Mechow

Prof. Dr. Peter Moraw

Dr. Peter Probst

Dipl.-Ing. Jerry Rzeznik

Prof. Dr. Christoph S. Scriba

Corrigenda:

An dieser Stelle wurden in der letzten Ausgabe versehentlich Prof. Dr. Josef Breburda und Prof. Dr. Walter Deuss genannt. Wir entschuldigen uns vielmals bei den betroffenen Personen und ihren Familien für die entstandenen Unannehmlichkeiten.

Bericht über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft

Der nachfolgende gemeinsame Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates und des Vorsitzenden des Vorstands resümiert in gewohnter Form die Entwicklung des zurückliegenden Jahres.

Anstelle des sonst üblichen Berichtes des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität wird in der diesjährigen Ausgabe der Gießener Universitätsblätter seine Rede zum Akademischen Festakt am 29. 11. 2013 abgedruckt. Darüber hinaus finden Sie in dieser Ausgabe auch die Festrede von Bernhard Kempen über „Wissenschaft als Beruf“ – von Hoffnungsträgern und Bittstellern in der „Bildungsrepublik Deutschland“.

Die Gießener Hochschulgesellschaft fördert wissenschaftliche Vorhaben an der Justus-Liebig-Universität Gießen, vor allem Projekte, bei denen die verfügbaren Mittel zur Erreichung der Ziele nicht ausreichen. Darüber hinaus unterstützt sie die vielfältigen Kontakte zwischen Universität und Öffentlichkeit in Form von Vorträgen, gesellschaftlichen Veranstaltungen und Konzerten.

Die gemeinsamen Aktivitäten der Universität und ihrer Hochschulgesellschaft verdienen das besondere Interesse unserer Mitglieder. Hierzu zählen der bereits erwähnte Akademische Festakt, die Ringvorlesung des Präsidenten, die Semesterabschlusskonzerte des Universitätsorchesters und nicht zuletzt das Sommerfest der Universität.

Über das Sommerfest 2013 berichtete der Gießener Anzeiger: „Petrus scheint offenbar ... ein schönes Feuerwerk zu lieben. Just in dem Moment nämlich, als am späten Samstagabend die allererste Rakete über Schloss Rauschholzhausen aufstieg, legte der zwischenzeitliche Regenschauer eine Pause ein. Und machte den Himmel über dem Schlosspark frei für ein spektakuläres Feuerwerk, das erneut den Höhepunkt des Som-



merfests ... bildete“. Über diese Meldung darf sich die GHG als Sponsor des Feuerwerkes besonders freuen.

Auch die Förderung der Semesterabschlusskonzerte wird durch deren regelmäßig großen Erfolg belohnt. Im Februar 2014 führte das Universitätsorchester unter Leitung von Stefan Ottersbach in der Bonifatiuskirche das „War Requiem“ von Benjamin Britten auf. Die Gemeinschaftsproduktion mit der Petruskantorei, der Kantorei und dem Kinderchor der Johanneskirche sowie dem Chor der Katholischen Hochschulgemeinde beeindruckte das Publikum, das die Mitwirkenden mit begeistertem Applaus und Standing Ovationen feierte.

Der Akademische Festakt bildet den Höhepunkt des universitären Jahres. Im Zentrum steht die Würdigung erfolgreicher Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler. Dank der finanziellen Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft konnten auch 2013 acht hervorragende Dissertationen mit einem Preis in Höhe von jeweils 500 Euro ausgezeichnet werden:

- Sektion Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften: Dr. Martina Daus, Die insolvenzrechtliche Einordnung der betrieblichen Altersversorgung in der Insolvenz



Abb. 1: Prof. Dr. Peter v. Möllendorff, Schriftführer der Gießener Hochschulgesellschaft (1. von rechts), bei der Übergabe der von der Gießener Hochschulgesellschaft gestifteten Preise an acht Nachwuchswissenschaftler/innen.
Quelle: JLU-Pressestelle / Franz Möller.

des Arbeitgebers. Betreuer: Prof. Dr. Jens Adolphsen.

- Sektion Sozial- und Sportwissenschaften sowie Psychologie: Dr. Benjamin Ewert, Vom Patienten zum Konsumenten? Zur Begründung eines mehrdimensionalen Konzeptes zu Gesundheitssystem und Nutzern. Betreuer: Prof. Dr. Adalbert Evers.
- Sektion Sprach-, Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften: Dr. Anna Ladilova, Kollektive Identitätskonstruktion in der Migration. Eine Fallstudie zur Sprachkontaktsituation der Wolgadeutschen in Argentinien. Betreuer: Prof. Dr. Joachim Born.
- Sektion Naturwissenschaften: Dr. Janina Katharina Mailliet, Molekulare Charakterisierung der cytoplasmatischen Phytochrom-Funktion in *Physcomitrella patens*. Betreuer: Prof. Jon Hughes.
- Sektion Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement, Dr. Stefanie Petra Glaeser: Singlet oxygen – a natural stress factor – shaping the composition of heterotrophic bacterioplankton communities in surface waters of the humic Lake Grosse Fuchskuhle. Betreuer: Prof. Dr. Dr.-Ing. Peter Kämpfer.
- Sektion Veterinärmedizin, Tierbiologie, Medizin, Zahnmedizin und Humanbiologie, Dr. Gary Grosser: Der Sodium-dependent Organic Anion Transporter SOAT: Gewebeexpression, vergleichende funktionelle Charakterisierung und Generierung einer 3D-QSAR Pharmakophore. Betreuer: Prof. Dr. Joachim Geyer.
- Sektionsunabhängig: Dr. Sebastian Bredl, Empirical Research Methods Applied to the Case of Developing Countries. Betreuer: Prof. Dr. Peter Winker.
- Sektionsunabhängig: Dr. Tobias Göcke, Hadronic Contributions to the anomalous Magnetic Moment of the Muon. Betreuer: Prof. Dr. Christian Fischer.

Wer sich in diesem Jahr ein persönliches Bild von den angesprochenen Aktivitäten verschaffen will, sollte sich folgende Termine notieren: Uni-Sommerfest: 5. 7. 2014, 18.30 Uhr, Schloss Rauischholzhausen. Semesterabschlusskonzert: 13. 7. 2014, 17.00 Uhr, Kongresshalle Gießen. Akademischer Festakt: 28. 11. 2014, 10.30 Uhr.

Die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft basiert auf den Beiträgen unserer Mitglieder. Mit 9 Eintritten, 10 Austritten sowie 6 Verstorbenen hielt sich die Entwicklung im Jahr 2013 im üblichen Rahmen. Unter Berücksichtigung von Bereinigungen in der Kartei fiel die Mitgliederzahl von 572 auf 553. Die Fördermaßnahmen wurden gleichwohl intensiviert. Im Jahr 2013 erhielten wir 38 Anträge und konnten davon 22 mit insgesamt 28.071 Euro unterstützen. Gegenüber dem Vorjahr (26 Anträge, 23.725 Euro) lag das Fördervolumen deutlich höher. Hierin spiegeln sich die zeitlichen Schwankungen, aber auch die Qualität der Förderanträge.

Die Mitgliederversammlung wird in diesem Jahr voraussichtlich am 18. Juli stattfinden. Es stehen wichtige Personalentscheidungen an, denn für den Vorstandsvorsitzenden, den Schriftführer und den Schatzmeister werden Nachfolger gesucht. Die Kumulation der Neuwahlen ist allein der Tatsache geschuldet, dass die bisherigen Vorstandsmitglieder überwiegend auf lange Amtszeiten zurückblicken und die Verantwortung daher gerne an andere engagierte Mitglieder abgeben wollen. Dass die Zusammenarbeit im bisherigen Vorstand äußerst harmonisch und reibungsfrei verlief, sollte ihren Nachfolgern Beispiel und Ansporn sein. Wir danken allen Mitgliedern und Spendern für die Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft. Sie leisten damit einen wichtigen Beitrag zur Zukunftssicherung von Forschung und Lehre an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. Wolfgang Scherf
Vorsitzender des Vorstands

Manfred Siekmann
Präsident des Verwaltungsrats



Abb. 2: Feuerwerk beim Uni-Sommerfest 2013 in Schloss Rauischholzhausen. (Foto: JLU-Pressestelle / Franz Möller)



Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft

Auf Vorschlag des Vorstandes der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) hat die Mitgliederversammlung am 3. Juli 2007 der Gründung einer Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft zugestimmt und gleichzeitig beschlossen, 600.000 € aus dem Vermögen der GHG in die Stiftung zu überführen. Nach Genehmigung durch das Regierungspräsidium Gießen trat die Verfassung der Stiftung mit Wirkung vom 30. Oktober 2007 in Kraft (sie ist auf der Homepage der GHG als Download verfügbar).

Der Zweck der Stiftung ist identisch mit dem der GHG, er wird erreicht durch Unterstützung des gemeinnützigen Vereins GHG. Organe der Stiftung sind der Stiftungsvorstand und der Stiftungsbeirat. Dabei ist der Stiftungsvorstand identisch mit dem Vorstand der GHG. Diese Konstellation garantiert die Kontinuität in der Vergabe von Fördermitteln bei gleichzeitig minimalem Verwaltungsaufwand. Der Beirat beschließt insbesondere über die Verwaltung und Verwendung des Stiftungsvermögens sowie über die Entlastung des Stiftungsvorstands.

Dem Beirat gehören als konstitutive Mitglieder die Präsidentin oder der Präsident des Verwaltungsrates der GHG, die Präsidentin oder der Präsident der JLU, die Oberbürgermeisterin oder der Oberbürgermeister der Stadt Gießen sowie die Präsidentin oder der Präsident der Industrie- und Handelskammer Gießen-Friedberg an. Drei weitere Persönlichkeiten werden von den Mitgliedern der GHG gewählt. Diese Zusammensetzung sollte gewährleisten, dass nicht nur den unmittelbaren Aufgaben des Stiftungsbeirates erfolgreich nachgekommen werden kann, sondern auch dass die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft und damit die GHG vermehrt in der Öffentlichkeit sichtbar werden.

Mitglieder des Beirates der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft sind derzeit:

- Prof. i.R. Dr. Dr. h.c. Bernd Hoffmann, Vorsitzender des Stiftungsbeirates
- Dr. Barbara Watz, stellvertretende Vorsitzende des Stiftungsbeirates
- Dipl.-Kfm. Dipl.-Ing. Manfred Siekmann, Präsident des Verwaltungsrats der GHG
- Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen
- Dietlind Grabe-Bolz, Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen
- Rainer Schwarz, Präsident der IHK Gießen-Friedberg
- Prof. Ingrid-Ute Leonhäuser

In § 4 der Verfassung ist festgehalten, dass das Stiftungsvermögen in seinem Bestand dauernd und ungeschmälert zu erhalten ist. Zur Erhaltung der Leistungskraft der Stiftung können aus den Erträgen des Vermögens Rücklagen gebildet werden. Darüber hinaus sollten sich die Stiftungsorgane um Zustiftungen bemühen.

Mit Blick auf die Finanzkrise und die damit verbundene Wertminderung einiger Anlagen in den zurückliegenden Jahren war es zunächst oberstes Ziel, das Anlagevermögen stabil zu halten. Das derzeitige Vermögen von 640.556 € lässt erkennen, dass dieses Ziel erreicht wurde. In dieser Summe sind auch Zustiftungen in Höhe von 13.020 € enthalten. Bis zur Erstellung dieses Berichtes haben sich die Zustiftungen auf insgesamt 15.520 € erhöht. Bis einschließlich 2013 konnte die Stiftung 32.387 € für Fördermaßnahmen der GHG zur Verfügung stellen.

Gemeinsam mit dem Vorstand der Stiftung hat der Beirat in einer gemeinsamen Sitzung am 13. Februar 2014 Empfehlungen zur weiteren Anlagestrategie erarbeitet. Trotz derzeit sehr niedriger Renditen wird auch weiterhin ein jährlicher Mitteltransfer von der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft an die GHG angestrebt.

Das erfolgreiche Management von Stiftungen beruht auf langfristig ausgelegten Perspektiven. Neben der Erhaltung des Stiftungsvermögens ist dessen Vermehrung mit dem Ziel, das Potential der Stiftung zu erhöhen, oberstes Gebot. Dass dabei Zustiftungen eine besondere Bedeutung zukommt, ist dem Stiftungswesen inhärent. Wir appellieren daher an alle Mitglieder und Freunde der GHG, die Möglichkeit einer Zustiftung in Erwägung zu ziehen. Um mit den Worten der stellvertretenden Beiratsvorsitzenden Dr. Barbara Watz zu sprechen, die materielle Unterstützung der gemeinnützigen Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft dokumentiert die Identifikation der Gießener Bürger mit ihrer national und international erfolgreichen Universität.

Wir danken daher an dieser Stelle all jenen, die der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft eine Zustiftung zukommen ließen. Folgende Zustiftungen – gestaffelt nach ihrer Größenordnung – sind bislang erfolgt:

Zeitraum	Bereich (in €)	Zustifter
2009–2010	1.000–10.000	Virbac Tierarzneimittel DRG Diagnostics
	100–1.000	B. Hoffmann
2011–2012	≥10.000	Stadtwerke Gießen
	100–1.000	B. Hoffmann W. Künzel W. Maaß E. Pfannkuch
		1.000–10.000
2013–2014	100–1.000	B. Hoffmann E. Pfannkuch

Ab einer Zustiftung von 1.000 € wird eine Stifterurkunde vergeben, die besagt, dass damit das Äquivalent für eine immerwährende Mitgliedschaft in der GHG geschaffen wurde.

Unser abschließender Dank gilt allen Mitgliedern im Beirat und Vorstand für die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit in den Jahren seit Gründung der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft.

Prof. i.R. Dr. Dr. h.c. Bernd Hoffmann
Vorsitzender des Stiftungsbeirats

Prof. Dr. Wolfgang Scherf
Vorsitzender des Stiftungsvorstands

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft 2014

Aufgrund der inhaltlichen Dopplungen verzichten wir in den Gießener Universitätsblättern dieses Jahr zugunsten der Rede des Präsidenten auf einen zusätzlichen Bericht an dieser Stelle.

Die vollständige Rede des Präsidenten zum Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen am 29. November 2013, die auch auf die wissenschaftspolitischen Entwicklungen des

Jahres 2013 eingeht, findet sich unter der Rubrik „Themen und Thesen“ ab Seite 23.

Die Festrede von Prof. Dr. Bernhard Kempen, Präsident des Deutschen Hochschulverbandes, finden Sie auf den darauf folgenden Seiten.



Bericht der Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

Gießens neuer Wissenschafts-Volkspark Wieseckau

Gleich am Eingang der diesjährigen Landesgartenschau in Gießen liegt die Wissenschaftsachse. Dort wird der Besucher dazu angeregt, die Welt um sich herum aus neuen Blickwinkeln zu betrachten. Er trifft unter anderem auf eine überdimensionale Petrischale, das Handwerkszeug der Biologen, oder betritt einen Grünen Hörsaal. Neben an zeigt der „Garten der Biodiversität“ die Artenvielfalt einer Landschaft auf und beschreibt ihre Abhängigkeit vom Grad der Nutzung. Nur wenige Schritte weiter lädt der „Schlammbeißer Garten“ die Besucher ein, sich auf die Spuren der landschaftlichen Vergangenheit der Stadt zu machen. Im „Grünen Mathematikum“ können die Gäste zudem mit Wasser Berechnungen anstellen und im „Ausstellungsgarten“ die Dokumentation des studentischen Wett-

bewerbs, der hinter der Wissenschaftsachse steckt, verfolgen. All diese Themen, die die Besucher der Gartenschau sicher immer wieder fesseln werden, zeigen zugleich die Vielfalt wissenschaftlichen Arbeitens in unserer Stadt.

Da Gießen mit einem Studierendenanteil von 37 Prozent an der Stadtbevölkerung die höchste Studierendendichte in Deutschland aufweist, lag es nahe, die Tradition der Wissenschaftsstadt zum Leitmotiv der Landesgartenschau zu machen. Dies wird deutlich durch die Bezeichnungen „Wissenschaftsachse“ und „Molekulargärten“. Diese Themengärten wurden von Garten- und Landschaftsbaubetrieben vielfältig gestaltet.

Darüber hinaus konnten wir die Präsidien der Justus-Liebig-Universität sowie der Technischen



Abb. 1: Wissenschaftsachse: Für die „Wissenschaftsachse“ wurde Straßenraum zurückgebaut, um mehr Grünfläche zu erschaffen und den Park näher an die Stadt zu rücken. Hier finden sich die sieben Wissenschaftsgärten inmitten von einem Blütenmeer und Staudenpflanzen. (Quelle: LGS GmbH)



Abb. 2: Garten der Kulturlandschaft: Der Wissenschaftsgarten „Garten der Kulturlandschaft“. (Quelle: LGS GmbH)

Hochschule Mittelhessen (THM) dafür gewinnen, wissenschaftliches „Know-how“ aus Forschung und Lehre, aus den Lebens-, Ingenieur- und Geisteswissenschaften, in die Gestaltung der Wissenschaftsachse einzubringen. Es wurde ein Wettbewerb ausgelobt, der zum Ziel hatte, die sieben Wissenschaftsgärten auf der zentralen Erschließungsachse aus der Innenstadt bis zur Brücke über den Neuen Teich zu gestalten.

Inhaltlich sollten dafür die Leistungen der Lebewesen der Erde, insbesondere die der Pflanzen, visualisiert werden. Das Themenspektrum erstreckte sich von der Evolution und Vielfalt der Lebewesen über die Effekte, die Temperatur, Wasser und Nährstoffe auf sie haben, bis hin zu Stoffkreisläufen, räumlichen und zeitlichen Veränderungen der Umwelt und der Rolle der Menschen. Eine interdisziplinäre Zusammenarbeit in Arbeitsgemeinschaften auch zwischen beiden Hochschulen war ausdrücklich erwünscht.

Die Grundlage für den Wettbewerb bildete der Entwurf der Berliner Landschaftsarchitekten geskes.hack, die ihrerseits den Realisierungswettbewerb für die Landesgartenschau Gießen 2014 für sich entschieden und die Wissen-

schaftsachse mit ihren acht mal acht Meter großen Heckenkabinetten entworfen hatten.

Die Zusammenarbeit mit den Studierenden erwies sich als sehr produktiv. Insgesamt wurden 22 Arbeiten, teilweise von hochschulübergreifenden Studierendengruppen, eingereicht. Eine Jury, bestehend aus Professoren, Bürgermeisterin Gerda Weigel-Greilich und einem Vertreter der Landesgartenschau, kürte die Sieger. Es wurden insgesamt sieben 1. Preise und drei 2. Preise vergeben. Die erstplatzierten Entwürfe erhielten für ihre Arbeit nicht nur die Anerkennung, sondern auch noch jeweils 1.333 Euro, die Zweitplatzierten je 833 Euro.

In den vergangenen Monaten wurden die Ideen der Studierenden im Freiland der Wieseckau Wirklichkeit, vier der eingereichten Siegerentwürfe konnten dauerhaft umgesetzt werden. Ich will hier nur zwei Beispiele der insgesamt sehr kreativen Gestaltungsideen nennen: Schon von weitem ist der „Paradiesgarten“ zu erkennen, dessen Holzwände sechs Meter in die Höhe ragen. Ihm liegt der Gedanke zugrunde, dass jeder Mensch eine andere Vorstellung vom Paradies hat. In dem durch zwei kleine Zugänge begehbaren Holzbau, der innen mit Tafellack gestrichen ist, können die



Abb. 3: Themengärten: Blick auf die „Molekulargärten“; im Vordergrund der Themengarten „Japanträume erleben“.
(Quelle: LGS GmbH)



Abb. 4: Orinoco: Der neue Spielplatz stellt vier Stationen von Humboldts Südamerika-Reise dar und lädt zum Erforschen ein. Hier an der Spielscholle „Orinoco“ können die Kinder seine Fahrt über den großen Fluss nachspielen.
(Quelle: LGS GmbH)



Abb. 5: Neuer Teich: Am Neuen Teich bietet die neue Bastion einen schönen Blick auf das Wasser. Im Hintergrund ist das Bistro am Neuen Teich zu sehen. (Quelle: LGS GmbH)

Besucher mit Kreidestiften ihre Gedanken und Ideen zum Thema „Paradies“ festhalten und sie somit auch anderen Besuchern mitteilen. Es eröffnet sich ein Raum, der dazu inspiriert, sich auszutauschen und weiterzudenken – zugleich

eine der wichtigsten Grundlagen für wissenschaftliches Arbeiten.

Im „Garten der Kulturlandschaft“ wird der Besucher ebenfalls Teil der Inszenierung. Er bewegt sich wie ein Samen aus dem hohen Gras



Abb. 6: Quellgarten: Gegenüber der Theodor-Litt-Schule wurde ein bereits vorhandener Quellaustritt in einem Senkgarten in Szene gesetzt. Der „Quellgarten“ beeindruckt mit besonderer Vegetation. (Quelle: LGS GmbH)

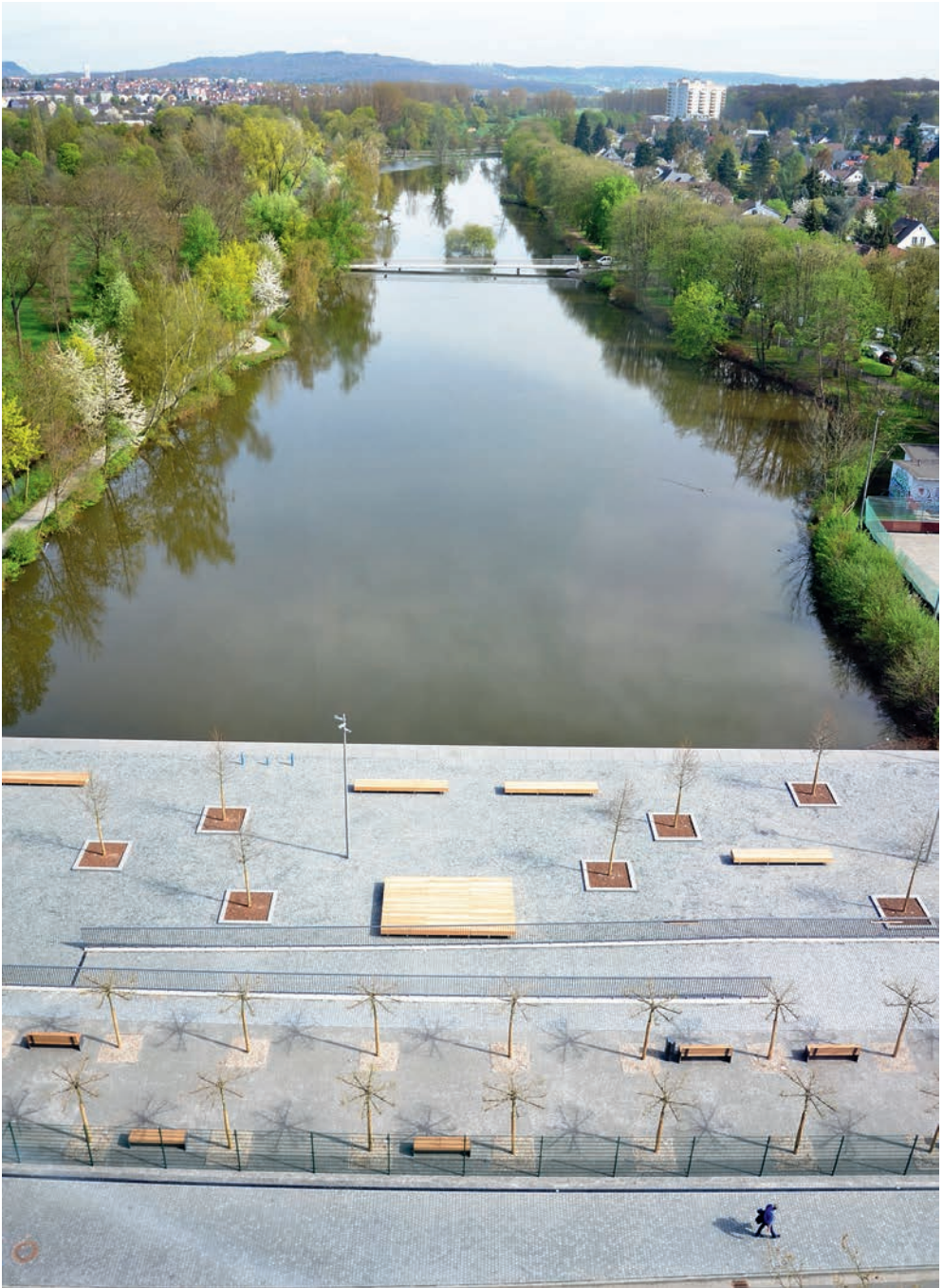


Abb. 7: Platz an der THM: Der „Platz an der THM“ schafft eine Verbindung zwischen Stadt und Schwanenteich. Wo vorher nur eine Böschung war, lädt nun die neu angelegte Fläche mit Bänken und Platanen zum Verweilen ein.
(Quelle: LGS GmbH)

heraus in die städtische Kulturlandschaft, die mithilfe von Betonwürfeln und Gräsern dargestellt ist. Am Ende findet er sich in der oben bereits erwähnten Petrischale wieder, die als Symbol für künstlich erzeugte Natur steht. Dort wird er im Rückblick auf den Garten dazu angeregt, auch über die kulturelle Entwicklung unserer Gesellschaft nachzudenken.

Aufgrund der hohen Qualität der Arbeiten ist es für Gießen ein besonderer Gewinn, dass die Wissenschaftsachse über die Landesgartenschau hinaus weiter bestehen wird. Die Wieseckau stellt als prägende innerstädtische Parklandschaft einen der beliebtesten öffentlichen Freiräume unserer Stadt dar. Es war daher unser zentrales Anliegen, den rund 35 Hektar großen Park mit seinen ausgedehnten Wasserflächen für die Zukunft so weiterzuentwickeln, dass seine prägenden Qualitäten langfristig erhalten werden können. Gleichzeitig bot sich uns die Chance, ein nachhaltiges Entwicklungskonzept für die Wieseckau zu planen und umzusetzen, so dass aus dem Naherholungsgebiet zugleich ein Wissenschafts-Volkspark werden konnte.

Die Nähe zu den Gießener Hochschulen geht damit auch nach Beendigung der Landesgartenschau nicht verloren, weder inhaltlich noch räumlich. Der neu gestaltete Platz am südlichen Ende des Schwanenteichs trägt bereits während des Gartenfestes den Namen „Platz an der THM“. Die räumliche Nähe zur Technischen Hochschule wird sicher dafür sorgen, dass sich der Campus künftig über die Ringallee verlängert und die Studierenden sich in ihren Pausen gerne auf den zwei Ebenen am Wasser aufhal-

ten und die Wieseckau noch stärker nutzen als bisher. Der Platz bietet ihnen unterschiedliche Sitzmöglichkeiten im Schatten großer Platanen, auf denen es sich mit Blick auf den Schwanenteich sicher angenehm lernen lässt.

Während der Landesgartenschau war es uns zudem ein Anliegen, dass die vielen Studierenden unserer Stadt einen erleichterten Zugang zum Gelände erhalten. Mit dem Studierenden-Landesgartenschau-Ticket können sie für einen einmaligen Aufschlag auf ihr Semesterticket in Höhe von nur fünf Euro die Landesgartenschau über den gesamten Zeitraum, also vom 26. April bis zum 5. Oktober, besuchen. Damit ist schon der erste Besuch wesentlich günstiger als die normale Tageskarte.

In dem Ticket enthalten sind zudem alle Veranstaltungen auf dem Gelände wie etwa die Comedy-Abende mit Bodo Bach und Maddin Schneider, Konzerte von Bands wie „Bosse“ und „Tonbandgerät“ oder Open-Air-Kinovorstellungen.

Mit diesem Ticket, das es so bei keiner anderen Gartenschau zuvor gegeben hat, unterstreichen wir, ebenso wie mit der engen Zusammenarbeit, dass Gießen die Studierendenstadt Deutschlands ist.



Dietlind Grabe-Bolz
Oberbürgermeisterin

II. Themen und Thesen



Joybrato Mukherjee

Rede zum Akademischen Festakt der JLU am 29. November 2013

Sehr geehrter, verehrter Herr Kollege Kempfen,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,
verehrte Studierende,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

Ich freue mich sehr, dass Sie so zahlreich zum diesjährigen Akademischen Festakt der Justus-Liebig-Universität Gießen erschienen sind. Es ist dies der höchste Feiertag im Jahreslauf unserer Universität. Und an diesem Feiertag stehen traditionsgemäß die exzellenten Leistungen von jungen Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern im Vordergrund. Auch heute werden wir eine Reihe von Nachwuchspreisen verleihen – eine Tradition, die sehr gut zu einem der Markenzeichen der JLU passt, nämlich zu unserer institutionellen Nachwuchsförderung. Zudem freue ich mich sehr, dass wir als Festredner in unserer Mitte Herrn Kollegen Kempfen, Präsident des Deutschen Hochschulverbandes, begrüßen können. Herzlich willkommen, Herr Kempfen – und vielen Dank dafür, dass Sie meine Einladung zum Festakt innerhalb von wenigen Tagen angenommen haben. Ich darf dies als besondere Wertschätzung des DHV für unsere Universität auffassen.

Zunächst aber erlaube ich mir, auf die wesentlichen wissenschaftspolitischen Entwicklungen der vergangenen 12 Monate auch mit Blick auf unsere Universität einzugehen. Das Jahr 2013 stand insgesamt im Zeichen sehr grundsätzlicher Diskussionen zur Zukunft des deutschen Wissenschaftssystems. Alle wesentlichen Wissenschaftsorganisationen – vom Wissenschaftsrat über die DFG, die HRK und den DAAD bis hin zu den außeruniversitären Forschungsgemeinschaften – haben in diesem Zusammenhang Vorschläge, Empfehlungen und Strategien entworfen. Mit ihnen wurden ganz be-



Prof. Dr. Joybrato Mukherjee
(Quelle: JLU-Pressestelle / Franz Möller)

wusst vor der Bundestagswahl Positionen markiert, denn alle wissen, dass wir uns in einer Zeit befinden, in denen – nicht zuletzt im Rahmen der Koalitionsverhandlungen im Bund – grundlegende Weichenstellungen für die kommenden Jahre, womöglich für die nächsten Jahrzehnte, vorgenommen werden, und zwar Weichenstellungen finanzieller und struktureller Art. Ich will daher einige der im Raume stehenden Überlegungen aus Sicht der JLU einordnen und bewerten.

Alle Wissenschaftsorganisationen sorgen sich inzwischen um die Sicherstellung einer angemessenen Grundfinanzierung für die Hochschulen. Diese Sorge ist berechtigt – und damit wird das bestätigt, was die JLU bereits bei den Verhandlungen zum Hessischen Hochschulpakt 2009/2010 auf Landesebene immer wie-

der deutlich gemacht hat: Eine stabile Grundfinanzierung mit einem verlässlichen Ausgleich von Tarifsteigerungen und anderen Preissteigerungen, etwa im Energiebereich, muss eine klare Priorität vor der Förderung von zeitlich befristeten Projekten haben. Projektmittel – etwa Drittmittel für Forschungsprojekte und Sondermittel für Lehrprojekte – sind hochwillkommen, aber inzwischen ist das Verhältnis insbesondere an denjenigen Hochschulen, die wie die JLU bei der Einwerbung von Drittmitteln sehr erfolgreich sind, aus der Balance geraten. Die Situation an der JLU zeigt exemplarisch, wie im Grunde erfolgreiche Hochschulen immer stärker in eine Schiefelage geraten: Bei einer nackten Grundfinanzierung des Landes für Forschung und Lehre im Jahre 2012 von ca. 223 Mill. EUR für die JLU erzielten wir Fördermittel für Forschungsprojekte sowie weitere eigene Einnahmen in Höhe von ca. 85 Mill. EUR – das entspricht knapp 40% der Grundfinanzierung. Wenn man nun noch die zeitlich befristeten HSP2020-Mittel für den Studierendenaufwuchs, die zweckgebundenen QSL-Mittel für die Verbesserung der Lehrqualität und die Anschubfinanzierungen aus dem Innovationsbudget hinzuzählt, sind wir bei deutlich über 50% der Grundfinanzierung, die zweckgebunden bzw. befristet als zusätzliche Mittel hinzukommen. Wenn man bei alledem auch noch berücksichtigt, dass jedes zusätzliche Projekt seinerseits weitere Grundfinanzierungsmittel bindet, dann ahnt man, dass die Umschreibung dieser Abwärtsspirale als „Erosion der Grundfinanzierung“ noch arg freundlich daherkommt.

Vor diesem Hintergrund bin ich ausgesprochen froh, dass ausnahmslos alle wissenschaftspolitischen Sprecher der im Hessischen Landtag vertretenen Parteien bei einer Podiumsdiskussion hier in der Aula im August deutlich gemacht haben, dass verstärkte Anstrengungen zur Stabilisierung und Erhöhung der Grundfinanzierung der Hochschulen unternommen werden müssen. Ebenso bin ich sehr dankbar für den sowohl vom Wissenschaftsrat als auch von der DFG vorgebrachten Vorschlag, die Programmkostenpauschale – also den mit jedem EUR an Projektgeld, das bewilligt wird, verbun-

denen zusätzlichen „Overhead“ – von derzeit 20% auf 40% zu erhöhen. Ich bin ebenfalls der festen Überzeugung, dass es angesichts des Hochtableaus an sehr hohen Studierendenzahlen, die wir auf absehbare Zeit und sicherlich bis weit ins nächste Jahrzehnt haben werden, unumgänglich ist, im Rahmen eines „Zukunftspaktes“ auch das Nebeneinander von Grundfinanzierung durch die Länder und Sonderfinanzierung von Bund und Ländern für den Studierendenaufwuchs zugunsten von langfristig stabilen Finanzierungsformaten aufzulösen. Insofern begrüße ich es sehr, dass in den Koalitionsgesprächen auf Bundesebene die Verbesserung der Grundfinanzierung der Hochschulen ein gemeinsames Ziel von CDU/CSU und SPD ist; ebenso hoffe ich auf die Einführung des seit langem geforderten „Strukturzuschlags“ für die Universitätsmedizin. Auch für die derzeitigen Bund-Länder-Sonderfinanzierungen von Forschungs- und Exzellenzzentren wie etwa die Exzellenzcluster und Graduiertenschulen in der Exzellenzinitiative und die Deutschen Gesundheitsforschungszentren brauchen wir an unserer Universität eine langfristig verlässliche Finanzierungsgrundlage.

So wichtig wie die finanziellen Weichenstellungen sind die Antworten auf die aufgelaufenen strukturellen Fragen zur Entwicklung des Wissenschaftssystems. Die JLU begrüßt im Grundsatz sehr die im Juli veröffentlichten Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Zukunft des Wissenschaftssystems, die im Kern darauf abheben, dass sich die verschiedenen Akteure im System – Universitäten, Fachhochschulen, außeruniversitäre Einrichtungen – weiter funktional differenzieren und stärker miteinander kooperieren sollen, und zwar in verschiedenen Leistungsdimensionen, nämlich Forschung, Lehre, Transfer und Infrastruktur. Wir fühlen uns in dreierlei Hinsicht durch diese Empfehlungen darin bestärkt, konsequent unseren Entwicklungsplan „JLU 2020“, den wir vor knapp drei Jahren verabschiedet haben, umzusetzen:

1. Wir beschreiben uns selbst bereits dort als eine „differenzierte Volluniversität“, die einerseits die Breite ihres Fächerspektrums erhalten will, andererseits aber auch ihre

Schwerpunkt- und Profildbereiche weiter zu stärken sucht.

2. Wir beschreiben uns in „JLU 2020“ als eine „netzwerkbildende Universität“, die ihr Exzellenzpotential in allen Leistungsdimensionen am besten zur Geltung bringen kann in der synergistischen Zusammenarbeit mit starken Partnern – national wie international, mit anderen Hochschulen wie auch mit außeruniversitären Einrichtungen. Eine besondere Rolle spielt hierbei zweifelsohne unsere Forschungsallianz mit der Philipps-Universität Marburg, die wir vor einem Jahr aus der Taufe gehoben haben.
3. Mit unserem auf den Entwicklungsplan abgestimmten Zukunftskonzept „Translating Science“ von 2010 greifen wir unsere Verantwortung für den Wissens- und Technologietransfer in einem umfassenden Sinn im Geiste der Empfehlungen des Wissenschaftsrates auf.

Der Wissenschaftsrat hat mit seinem Plädoyer für eine horizontale und funktionale Differenzierung erfreulicherweise auch den Hierarchisierungsplanspielen, die seit einigen Jahren umherschwirren, eine Absage erteilt. Das gesamte deutsche Wissenschaftssystem profitiert nicht davon, irgendwelche Spitzengruppen – und damit eben auch nachgeordnete und minderwertige Einrichtungen – zu definieren. Nein – denn es gilt das, was Frau Bundesministerin Wanka vor einigen Monaten zu Recht bündig festgestellt hat: „Die Stärke des deutschen Systems war immer die hohe Qualität in der Breite.“ Was heißt das nun aber konkret für die zukünftige Entwicklung des Hochschulsystems? Hierzu vielleicht zwei grundsätzliche Antworten:

1. Die Arbeitsteilung zwischen den Hochschulen als den „Organisationszentren“ der Wissenschaft, wie es der Wissenschaftsrat nennt, und den außeruniversitären Forschungseinrichtungen hat sich bewährt, muss aber um noch mehr Kooperation und Netzwerkbildung ergänzt werden. Wir tun dies in der Region u.a. gemeinsam mit den Max-Planck-Instituten in Bad Nauheim und Marburg, dem Herder-Institut in der Leibniz-Gemeinschaft, mit der GSI in der Helm-

holtz-Gemeinschaft und den gemeinsamen Deutschen Gesundheitsforschungszentren sowie mit der Fraunhofer-Gesellschaft.

2. Auch die Arbeitsteilung zwischen den Universitäten und den Fachhochschulen hat sich bewährt. Die beiden „Markenkerne“ sollten konsequent weiterentwickelt werden, wobei es überall dort, wo es sinnvoll ist, Kooperation auch über Hochschultypgrenzen hinweg geben muss. Für das Gesamtsystem schädlich ist aber eine immer stärkere Nivellierung der beiden Hochschultypen, damit die Verwässerung ihrer Markenkerne. Wir wollen keine „Einheitshochschule“ als Potpourri aus Universität und Fachhochschule. Um auch dies sehr deutlich zu sagen: Die Ausdehnung des Promotionsrechtes auf Fachhochschulen ist ein Irrweg – nicht weil wir Universitäten ein althergebrachtes Privileg verteidigen, sondern aus sachlichen Gründen. Promotionsprojekte können nur erfolgreich in einem forschungsintensiven, disziplinär sehr breit aufgestellten und interdisziplinär vielfältigen Rahmen gestaltet werden. All dies liegt auch in Hessen nur bei den Universitäten vor. Und nicht zuletzt: Die Qualitätssicherung bei der Promotion als der wichtigsten Qualifikationsphase, mit der wir unsere zukünftigen Spitzenwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler rekrutieren, ist nicht trivial und kann nur von den Universitäten geleistet werden. Auch im Lichte aktueller Fälle gilt: Wir sollten mit der Zuständigkeit für diese Qualifikationsphase keine Experimente wagen ... Allerdings sollten wir den erfolgreichen Weg der kooperativen Promotion mit forschungstarken Kolleginnen und Kollegen der Fachhochschulen weitergehen, so wie wir es seit Jahren in etwa mit der THM tun.

Meine Damen und Herren, insgesamt halte ich fest: Das Wissenschaftsratspapier ist ein ausgesprochen kluges Konzept, weil es das Gesamtsystem mit all seinen Akteuren und den jeweiligen Funktionen und Stärken in den Blick nimmt. Diese Systemperspektive ist nicht selbstverständlich. Wir können seit längerem beobachten, wie etwa einige selbst ernannte Spitzenuniversitäten und selbstdefinierte Exzel-

lenzgruppen versuchen, eigennützig besondere Förderungen für sich zu reklamieren und auf Kosten anderer im System Kasse zu machen. Dass die Leitung unserer eigenen Interessenvertretung, der HRK, dieser „Kartellbildung“, wie es mein Duisburger Kollege Radtke zu Recht bezeichnet hat, weitgehend indifferent gegenüber steht, ist kaum verständlich – denn damit wird auch die Grundsolidarität zwischen den Universitäten, die selbstverständlich sein sollte und im Übrigen dem Gesamtsystem nützt, nachhaltig gefährdet. Es ist bedauerlich, wie sehr einige Kolleginnen und Kollegen in der HRK und in der Lobbyarbeit für ihre Institutionen ihre Ellbogen ausfahren, um die Politik davon zu überzeugen, dass einige Hochschulen „systemrelevanter“ als andere seien. Auch dies ist ein Irrweg, und ich kann nur hoffen, dass auch die Politik dies erkennt: „Systemrelevant“ ist das Gesamtsystem der Wissenschaft mit ihrer bewährten und weiter zu entwickelnden Differenzierung und Arbeitsteilung, und nicht einzelne selbst ernannte „Eliten“.

Auch wir an der JLU bewegen uns derzeit in einem Handlungsfeld, das sich verändern wird im Lichte der vorliegenden Vorschläge und Empfehlungen und der politischen Antworten hierauf. Daher werden sich im Rahmen eines für die nächsten neun Monate angesetzten „Steuerungsprozesses Haushalt und Strukturen“ (kurz: STEP) das Präsidium, der Senat und die Dekanate gemeinsam intensiv auf der Grundlage unseres Entwicklungsplans „JLU 2020“ mit den vorliegenden inhaltlichen Vorschlägen und den möglicherweise zu erwartenden finanziellen Eckdaten ab 2016 beschäftigen: Denn wir wollen die Entwicklung der JLU auch zukünftig vor allem selbst gestalten – und nicht gestaltet werden. Dabei kommt es für uns als Landesuniversität nicht nur auf die zukünftige Bundesregierung an, sondern ganz maßgeblich auch auf die zukünftige hessische Landesregierung. Die fünf Universitätspräsidenten haben in einem gemeinsamen Positionspapier und in ihren Wahlprüfsteinen deutlich gemacht, was unsere Erwartungen an die zukünftige Landesregierung sind. Dabei spielen ebenfalls finanzielle Aspekte – wie die Sicherstellung einer auskömmlichen Grundfinanzierung – sowie

strukturelle Aspekte – wie die Anerkennung der Tatsache, dass wir den allergrößten Teil der Studierenden, nämlich knapp 70%, im Land Hessen ausbilden – eine Rolle. Ich setze darauf, dass die zukünftige schwarz-grüne Landesregierung die zentrale Rolle ihrer Landesuniversitäten für die Zukunftsfähigkeit des Landes durch entsprechende finanzielle und strukturelle Entscheidungen berücksichtigen wird.

Meine Damen und Herren, die Entwicklung an der JLU in diesem Jahr war gekennzeichnet durch Wachstum und Erfolg trotz widriger Bedingungen. Im Bereich der Lehre haben wir es erneut mit Rekordwerten zu tun: Knapp 7000 Erstsemester und knapp 27.000 Studierende insgesamt an unserer Universität in diesem Wintersemester – ich bin angesichts dieser Zahlen allen Verantwortlichen und Beteiligten in der Universität – den Lehrenden wie den Studierenden, den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wie den Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeitern, den zentralen Einrichtungen wie den Fachbereichen – für ihr Engagement, ihre Kreativität und ihre Kompromissbereitschaft dankbar. Nur mit diesem „Spirit“ kann es uns gelingen, jeder Studentin und jedem Studenten ein ordnungsgemäßes Studium zu ermöglichen, das unseren hohen Qualitätsansprüchen genügt. Denn eines sollten wir stets im Kopf behalten: Jede Entscheidung für die JLU als Studienort belegt ein großes Vertrauen in unsere Universität – und dieses Vertrauen wollen und werden wir nicht enttäuschen. Klar ist aber auch: Unter den gegebenen Bedingungen sind die Grenzen des Wachstums an dieser Universität erreicht.

Die JLU ist eine Forschungsuniversität – und auch im Bereich der Forschung konnten hervorragende Ergebnisse erzielt werden. Es ist mir nicht möglich, die Vielzahl der Top-Publikationen und der Top-Forschungsergebnisse an dieser Stelle umfänglich zu würdigen – daher nur ein kurzer Verweis auf einige großvolumige Drittmittelerfolge. Gerade vor wenigen Tagen wurden von der DFG zwei neue Sonderforschungsbereiche in den Geschichtswissenschaften und in der Psychologie – beide getragen von der Forschungsalianz der Universitäten Marburg und Gießen – bewilligt. Eben-

falls gemeinsam mit der Universität Marburg – sowie Partnerinnen und Partnern in Kanada – ist ein Graduiertenkolleg in der Psychologie bewilligt worden. Der JLU ist es gelungen, mit einem Graduiertenkolleg gemeinsam mit der Monash University in Melbourne das erste australisch-deutsche DFG-Verbundforschungsprojekt überhaupt einzuwerben. Auch im Landesexzellenzprogramm LOEWE sind unseren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern große Erfolge gelungen, so unter anderem die Bewilligung des Klimaforschungsprojekts „FACE to FACE“ gemeinsam mit Partnern in Geisenheim und Marburg. Und gerade gestern wurde entschieden, dass unser LOEWE-Schwerpunkt „Insektenbiotechnologie“ in den kommenden Jahren zu einem LOEWE-Zentrum ausgebaut werden kann, verbunden mit dem Ziel, dass hieraus eine eigenständige dauerhafte Fraunhofer-Einrichtung mit einem Forschungsneubau für 30 Mill. EUR hier in Gießen entstehen soll. Neben dieser Bauinvestitionssumme werden für die ersten drei Jahre knapp 18 Mill. EUR an Forschungsfördermitteln fließen; eine zweite Förderperiode mit dem gleichen Volumen ist vorgesehen. Diese Entscheidung ist, meine Damen und Herren, ein Meilenstein für die weitere Entwicklung unseres lebenswissenschaftlichen Schwerpunktes und für die weitere Vernetzung mit unseren Partnerinnen und Partnern bei diesem Unternehmen: der THM und dem Fraunhofer IME in Aachen. Im baulichen Bereich kam die angestrebte Runderneuerung der JLU in den vergangenen Monaten ein gutes Stück voran. Gerade vor drei Wochen konnten wir die Hermann-Hoffmann-Akademie für junge Forscherinnen und Forscher, die wir mit erheblichen Landesmitteln einrichten konnten, einweihen. Einige große Bauprojekte nähern sich dem Abschluss, so insbesondere die Neubauten für die Chemie und die Kleintierklinik mit Investitionsvolumina von 110 bzw. 70 Mill. EUR. Eine Reihe von weiteren großen Projekten befinden sich in der Umsetzung – hier seien vor allem die Vorbereitung des ersten Bauabschnittes für das neue Philosophikum mit einer Investitionssumme von 140 Mill. EUR bis 2020, das Lehrgebäude Recht und Wirtschaft mit über 10 Mill. EUR sowie eine

Reihe von Baumaßnahmen in der Medizin, hier insbesondere die Errichtung des Forschungsbaus im Aulweg genannt. Schließlich sind eine Reihe von neuen Projekten angestoßen worden, so etwa das Theaterlabor hier im Universitätszentrum und diverse Sanierungsmaßnahmen. Meine Damen und Herren: Bis 2020 werden aus dem HEUREKA-Programm des Landes, dem HSP2020*invest*-Programm und weiteren Budgets deutlich über 600 Mill. EUR in die bauliche Erneuerung unserer Universität investiert worden sein. Hierfür bin ich dem Land außerordentlich dankbar. Es werden aber auch danach angesichts des Sanierungsstaus weitere Investitionen nötig sein – hierauf bereiten wir uns derzeit intensiv konzeptionell vor. Zu diesem Zweck wird das Frankfurter Büro Albert Speer und Partner in den kommenden Monaten mit uns eine Bestandaufnahme des bestehenden Masterplans zur Campuserneuerung der JLU vornehmen.

Ein für unsere Universität besonders wichtiges Feld ist die Gleichstellungspolitik und die Frauenförderung, denn wir sind die Volluniversität mit dem bundesweit höchsten Studentinnenanteil, und wir gehören laut DFG-Förderatlas zu den Hochschulen mit den höchsten Anteilen an Wissenschaftlerinnen. Hieraus erwächst eine besondere Verantwortung dafür, die nach wie vor bestehende Unterrepräsentanz an Frauen in der Professorenschaft vieler Fächer sowie in Leitungsfunktionen zu überwinden. Ich bin sehr froh darüber, dass wir bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft in diesem Sommer in die Spitzengruppe in der Erfüllung der DFG-seitigen „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ aufgestiegen sind. Zudem hat das Bundesministerium für Bildung und Forschung unsere Erfolge im Professorinnenprogramm I gewürdigt und uns in diesem Sommer zum Professorinnenprogramm II zugelassen: Damit erhalten wir in den kommenden Jahren bis zu 1,6 Mill. EUR für Frauenförder- und Gleichstellungsmaßnahmen an unserer Universität, die wir mit eigenen Mitteln in vergleichbarer Höhe ergänzen werden. Vor wenigen Wochen wurde unsere gesamte Gleichstellungspolitik vor Ort durch ein hochrangig besetztes Expertengremium begutach-



Die Preisträgerinnen und Preisträger des Akademischen Festakts 2013 mit dem Festredner Prof. Bernhard Kempen, Präsident des Deutschen Hochschulverbandes (2. Reihe, 3. von links), DAAD-Präsidentin Prof. Margret Wintermantel (1. Reihe, 3. von links), und dem Präsidium der JLU: Vizepräsident für Forschung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, Prof. Peter R. Schreiner (2. Reihe, 1. von links), Kanzler Michael Breitbach (2. Reihe, 2. von links), Präsident Prof. Joybrato Mukherjee (1. Reihe 7. von links), Vizepräsident für Wissenschaftliche Infrastruktur, Prof. Peter Winker (2. Reihe, 1. von rechts), Vizepräsident für Studium und Lehre, Prof. Adriaan Dorresteyn (1. Reihe, 1. von rechts), (Foto: JLU-Pressestelle/Franz Möller)

tet. Auch hier sind sowohl der in der Universität breit verankerte Wille zur Förderung von Frauen als auch der bisherige Weg sehr gelobt worden. Die Anregungen und Empfehlungen der Experten werden sicherlich eine wichtige Grundlage für die weitere Entwicklung unserer Gleichstellungspolitik in den nächsten Jahren sein.

Auch im Bereich der Internationalisierung werden wir seit einigen Jahren von externen Beratern begleitet. Wir nahmen bereits im Jahre 2010 als eine der ersten Pilothochschulen an dem „Audit“ Internationalisierung der Hochschulrektorenkonferenz teil und vor kurzem haben wir als erste Hochschule bundesweit das Re-Audit-Verfahren der HRK durchlaufen. Die Gutachterinnen und Gutachter haben hier vor Ort über zwei Tage sehr viele Gespräche mit Mitgliedern der Universität aus unterschiedlichsten Bereichen geführt. Wir warten nun mit Spannung auf den für Februar 2014 angekündigten detaillierten Abschlussbericht, der uns wertvolle Impulse für die weitere Arbeit liefern

wird. Denn eines ist völlig klar: Wissenschaftliche Exzellenz in Forschung und Lehre werden wir an unserer Universität nur sichern können, wenn wir mit starken internationalen Partnern kooperieren, wenn wir sehr gute Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Studierende aus aller Welt zu uns holen, unseren besten Köpfen Auslandserfahrungen ermöglichen und unsere Universität weltoffen gestalten. Internationale Netzworkebildung ist seit Liebigs Zeiten kennzeichnend für unsere Universität, und wir sind – wie man an verschiedenen Kennziffern sehen kann – auch heute eine international ausgerichtete Universität: 10% unserer Studierenden sind internationale Studierende, 30% unserer Promotionsstudierenden kommen aus dem Ausland, und gerade im vergangenen Jahr haben wir eine ganze Reihe von großen Erfolgen mit internationalen Partnern errungen: So sind z.B. erstmals unsere Drittmittelwerbungen vom DAAD auf über 4 Mill. EUR gestiegen, und unser Osteuropazentrum hat gemeinsam mit dem Herder-Institut erhebliche Mittel



Prof. Dr. Peter v. Möllendorff, Schriftführer der Gießener Hochschulgesellschaft (rechts), und Vizepräsident Prof. Dr. Peter Schreiner (links) bei der Übergabe der von der Gießener Hochschulgesellschaft gestifteten Preise.

(Quelle: JLU-Pressestelle / Franz Möller)

zur Förderung der strategischen Partnerschaften mit unseren befreundeten Institutionen im östlichen Europa eingeworben. Der Erfolg internationaler Zusammenarbeit basiert immer auch auf dem gegenseitigen Vertrauen über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg – und Vertrauen wächst nur über längere Zeit. Es ist daher sehr befriedigend und ermutigend, dass wir derzeit mehrere große Jubiläen feierlich begehen können, so in diesem Jahr 35 Jahre Partnerschaft mit der Universität Łódź und 50 Jahre Zusammenarbeit mit unseren Partnerinnen und Partnern in Kolumbien sowie im kommenden Jahr 25 Jahre Partnerschaft mit der Universität Kazan und 30 Jahre Kooperation mit Wisconsin/USA. Diese – und weitere – strategische Partnerschaften werden eine besondere Rolle in unserer Internationalisierungs-

strategie 2.0 spielen, die wir im kommenden Jahr entwickeln werden.

Meine Damen und Herren, unsere Universität kann auf ein außerordentlich erfolgreiches Jahr zurückblicken. Für all die Erfolge danke ich im Namen des gesamten Präsidiums allen Mitgliedern und Angehörigen sowie allen Freundinnen und Freunden sowie Förderinnen und Förderern unserer Universität. Auch in Zukunft kommt es auf jeden Einzelnen und auf jede Einzelne an, wenn wir die Erfolgsgeschichte unserer Universität weiterschreiben wollen. Ich setze auch weiterhin auf die Unterstützung unserer Universität durch das Land Hessen und die Bürgerschaft in Stadt und Region sowie auf die Zusammenarbeit mit unseren starken Partnern in der Region, bundesweit und international. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Bernhard Kempen

„Wissenschaft als Beruf“ – von Hoffnungsträgern und Bittstellern in der „Bildungsrepublik Deutschland“

Sehr geehrte Damen und Herren, die Justus-Liebig-Universität Gießen pflegt eine sehr schöne Tradition: An ihrem höchsten Festtag im universitären Jahresverlauf verleiht sie Auszeichnungen für exzellente wissenschaftliche Leistungen an Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler. Als Präsident des Deutschen Hochschulverbandes ist es mir schon aus diesem Grund eine große Freude, diesem Festakt beizuwohnen. Sehr gern, sehr geehrter Herr Präsident, lieber Herr Mukherjee, bin ich Ihrer Einladung gefolgt, heute zu Ihnen zu sprechen. Ebenso gern nutze ich die Gelegenheit, allen Preisträgerinnen und Preisträgern noch einmal zu gratulieren und Ihnen – da bin ich auch bei einer Festrede ganz hemmungslos – die Mitgliedschaft im Deutschen Hochschulverband anzuempfehlen, falls das noch notwendig sein sollte.

Der heutige Festakt belegt sehr eindrucksvoll, wie breit und intensiv hier in Gießen und an deutschen Universitäten geforscht wird. Er veranschaulicht zudem, dass wissenschaftliche Leistungen auf Originalität, Fleiß und viel Durchhaltevermögen beruhen. Gerade vor diesem Hintergrund ist es bedauerlich, dass die Promotion durch immer neue prominente Plagiatsfälle in den Schlagzeilen bleibt. Auch die Justus-Liebig-Universität ist leider von dieser Geißel betroffen, wie ich finde, ohne wirkliche Notwendigkeit.

Das Promotionsrecht – Herzstück der Universität

Droht die Doktorwürde zu verkommen? Die Promotion ist der Nachweis, dass ein examinierter Student zu einer größeren selbstständigen wissenschaftlichen Arbeit befähigt ist. Von ihrer Wahrhaftigkeit hängt der Ruf der verleihenden Institution Universität ab, deren



Prof. Dr. Bernhard Kempen
(Quelle: JLU-Pressestelle / Franz Möller)

Herzstück und Alleinstellungsmerkmal – allen Begehrlichkeiten zum Trotz – das Promotionsrecht ist. Unter jedem einzelnen Plagiatsfall leiden die Universitäten wie die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Sie geraten in Misskredit und müssen sich pauschaler Anfechtungen erwehren.

Umso dringender ist Remedur geboten. Wissenschaftliches Fehlverhalten beschädigt nicht nur den Täter, sondern die Wissenschaft und die in ihr arbeitenden Forscher insgesamt. Um verloren gegangenes Vertrauen der Öffentlichkeit in die Redlichkeit von Wissenschaft zurückzugewinnen, müssen zunächst und zuerst die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Hausaufgaben erledigen. Wissenschaftliche Standards und Zitierregeln können nicht von der Politik verordnet oder an Wissenschafts-

organisationen wie den Wissenschaftsrat delegiert werden. Sie müssen sich aus der Wissenschaft heraus entwickeln.

Die Universitäten und Fakultäten stehen deshalb in der Pflicht, im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Autonomie insbesondere durch Überprüfung ihrer Promotionsordnungen umfassende Maßnahmen der Qualitätssicherung und -verbesserung in Angriff zu nehmen, die partiell durchaus divergieren mögen, da es unterschiedliche Fächer- und Promotionskulturen gibt. In den Promotionsordnungen selbst müssen allerdings unabdingbar klare Regelungen über die Annahme von Doktoranden, über die Rechte und Pflichten von Promovenden wie Betreuern und das Verfahren zum Entzug des Doktorgrades festgelegt werden. Fragen der Verjährung, der Personalidentität von Betreuer und Begutachter oder der Sicherungskautelen für externe Promovenden bedürfen intensiver Erörterung und ergebnisoffener Prüfung, damit sich die Wissenschaft von der Plagiatsfessel lösen kann.

Aufspüren und Ahndung von Plagiaten muss Kernaufgabe der Universitäten sein und bleiben. Niemand will den Staatsanwalt auf den Campus rufen, solange das System Wissenschaft die notwendige und umfassende Qualitätskontrolle selbst leisten kann. Die vielerorts ergriffenen erhöhten Sicherheitsvorkehrungen, wie stärkere Einbindung, Kontrolle und Betreuung der Doktoranden, helfen im Kampf gegen Promotionsberater aber kaum weiter. Diese stehen schon wegen des oftmals hohen Entgelts für ihre „Dienstleistungen“ in dringendem Verdacht, illegale „Rundum-sorglos-Pakete“ zu schnüren, die das Verfassen der Doktorarbeit enthalten. Die gewerbliche Promotionsberatung ist ein auf Täuschung angelegtes Geschäftsmodell.

Kampf der gewerblichen Promotionsberatung

Vor diesem Hintergrund hat der Deutsche Hochschulverband als Berufsvertretung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den Vorschlag unterbreitet, in das Strafgesetzbuch einen Straftatbestand „Wissenschaftsbetrug“ einzufügen, der sowohl das Verfassen von Qualifikati-

onsschriften für einen Dritten als auch die Einreichung einer von einem Dritten verfassten Qualifikationsarbeit unter Strafe stellt. Damit würde nicht nur der vermeintliche Qualifikant pönalisiert. Denn dazu würde die vielerorts bereits verlangte Versicherung an Eides Statt genügen, wonach der Qualifikant bezeugt, die Arbeit selbst und eigenständig geschrieben zu haben. Ein Straftatbestand „Wissenschaftsbetrug“ zielt vor allem auf den eigentlichen Übeltäter in Person des Promotionsberaters, der erst durch seine dreisten Angebote zum Wissenschaftsbetrug anstiftet und eine schädliche Nachfrage generiert. Mithin geht es vornehmlich um die Kriminalisierung von gewerbsmäßigen Betrügnern. Wenn das unbefugte Führen von Graden und Titeln strafbewehrt ist, ist es nur konsequent, auch den vorausgehenden Wissenschaftsbetrug unter Strafe zu stellen. Die Sanktionsdrohung durch den Gesetzgeber hätte generalpräventiven Charakter. Sie würde den Universitäten im Kampf gegen Doktorpfusch Rückhalt geben. Zusätzliche Sicherungsmaßnahmen sind wir nicht zuletzt allen frisch Promovierten schuldig, denen allen Unkenrufen zum Trotz in der überwiegenden Mehrheit eine vergleichsweise gute bis sehr gute Zukunft bevorsteht.

Der Doktorhut zahlt sich in der Berufswelt aus. Gehaltsstudien belegen, dass die durchschnittlichen Einkommen von Beschäftigten mit Doktorhut um bis zu einem Drittel über dem von Hochschulabsolventen mit Diplom- oder Mastergrad liegen.

Für die meisten ist dies eine gute Nachricht. Sie werden die Alma Mater verlassen und in der Wirtschaft und Gesellschaft ihr berufliches Glück suchen und finden. Die Promotion hat eine wichtige Funktion für das außeruniversitäre Arbeitsleben. Sie belegt wissenschaftliche Qualifikation als berufliche Qualifikation. Das ist keineswegs trivial oder selbstverständlich, sondern eine wichtige Brücke zwischen Wirtschaft und Wissenschaft.

Nachwuchswissenschaftler brauchen attraktive Arbeitsbedingungen

Die Promotion ist aber auch die Regelvoraussetzung für „Wissenschaft als Beruf“.

Rekrutierung und Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses gehören zu den Kernaufgaben der Universitäten. Erhalten Wissenschaftler keine attraktiven Arbeitsbedingungen, werden die zukünftigen auszubildenden Multiplikatoren und Leistungsträger fehlen. Insbesondere in den Fächern der Natur- und Technikwissenschaften sowie der Medizin droht ein Personalmangel. Es ist für Universitäten von essentieller Bedeutung, dass ihre Hoffnungsträger, die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler, auch im Verhältnis zu außeruniversitären Karriere-möglichkeiten attraktive Arbeitsbedingungen vorfinden. Dass dies in Deutschland nicht wirklich gut funktioniert, wird kaum jemand behaupten. Woran liegt das?

Bei der Ursachenforschung stößt man sehr schnell auf die Tatsache, dass neun von zehn wissenschaftlichen Mitarbeitern befristet angestellt sind. Über die Jahre hinweg ist das Ungleichgewicht zwischen fest und befristet angestellten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern stetig gewachsen. Mussten sich im Jahr 2000 acht von zehn der wissenschaftlichen Mitarbeiter an Universitäten mit einem befristeten Vertrag begnügen, waren es zehn Jahre später schon neun von zehn. Gleichzeitig verkürzen sich die Laufzeiten der Verträge: Rund die Hälfte beläuft sich nicht einmal auf ein Jahr. Das ständige Hangeln von Zeitvertrag zu Zeitvertrag strengt an, die ständige Ungewissheit und Unsicherheit ermüden.

Ein weiterer Grund: Leider ist zu konstatieren, dass die Chancen, in Deutschland auf eine Lebenszeitprofessur berufen zu werden, ungünstig sind. Während auf absehbare Zeit die Studierendenzahlen Rekordmarken erklimmen, hält die Zahl der Professuren an wissenschaftlichen Hochschulen in Deutschland mit dieser Entwicklung nicht Schritt. Standen 1995 rund 25.000 Universitätsprofessuren 1,4 Millionen Studierenden gegenüber, so waren es fünfzehn Jahre später bei gleicher Professurenzahl 1,6 Millionen Studierende. Die zahlenmäßige Relation von Universitätsprofessoren zu Studierenden verschlechtert sich weiter. Das vom Deutschen Hochschulverband jährlich aktualisierte Universitätsbarometer zeigt, dass sich die

Betreuungsrelation von Universitätsprofessor zu Studierenden kontinuierlich rückläufig entwickelt. Sie liegt inzwischen im Durchschnitt bei 63 Studierenden pro Hochschullehrer. 2010 waren es noch 60, im Jahr 2001 58 Studierende.

Berufsweg zwischen Himmel und Hölle

Der zu schmale Stellenkegel hat zur Folge, dass auch viele hervorragende Bewerber keine Professur bekommen. Die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter ist 2011 auf die Rekordmarke von 162.000 emporgeschneilt. Zehn Jahre zuvor lag sie noch bei 100.000. Es steht zu befürchten, dass das Wissenschaftssystem in Deutschland durch an sich richtige und grundsätzlich lobenswerte Programme, wie z. B. die Exzellenzinitiative, immer mehr qualifizierte Nachwuchswissenschaftler generiert, die durch einen immer enger werdenden Flaschenhals zur Professur gelangen wollen. Angesichts des Nachfrageüberhangs lässt sich deshalb schon lange nicht mehr eine Nichtberufung allein mit fehlender Qualifikation begründen.

Wer die Berufung auf eine Professur verpasst, hat in der Universität kaum noch Berufschancen: Stellen für unbefristete wissenschaftliche Mitarbeiter sind rar gesät. Statt W2 oder W3 droht am Ende eines langen Qualifikationsweges Hartz IV.

Ein Berufsweg zwischen Himmel und Hölle oder um mit Max Weber zu sprechen, ein „Hasard“: Oftmals bleibt nur eine wissenschaftliche Nischenexistenz als unbezahlter Lehrbeauftragter. Die chronische Unterfinanzierung der Hochschulen führt dazu, dass viele Fakultäten einen größer werdenden Teil ihres Lehrprogramms mit Lehrbeauftragten bestreiten müssen. Allein in Berlin gibt es 4.000 Lehrbeauftragte, in Hessen sind es über 3.000.

Aber auch für die „beati possidentes“ machen die niedrigen Entgelte für wissenschaftliche Mitarbeiter und Juniorprofessoren und die gerade für Nachwuchswissenschaftler als Spargesetz wahrgenommene „W-Besoldung“ den Beruf des Wissenschaftlers nicht wirklich attraktiv. Industrie und Wirtschaft zahlen besser, der Weg in die Schweiz, die USA und andere

Länder lockt. Mit einem Grundgehalt, das bei der Juniorprofessur in fast allen Bundesländern unter der 4.000-Euro-Marke bleibt, wird es schwierig, die Besten der Besten in der Universität zu gewinnen und zu halten. Und wer eine oftmals entbehrungsreiche und sehr lange Ausbildungszeit absolviert hat, wird es als Juniorprofessor in Baden-Württemberg oder dem Saarland zeitweilig kaum als Ermunterung und Bestätigung empfinden, für bis zu drei Jahre eine Besoldungskürzung von acht Prozent hinnehmen zu müssen.

Bildung als Schlüssel zur Zukunft

Und dennoch: Selbstbestimmtes Forschen und Lehren bleiben trotz aller Schwierigkeiten, Unsicherheiten und Entmutigungen ein Traum, der junge Menschen nach wie vor fasziniert. Diejenigen, die sich auf den steinigen Weg zur Professur begeben, sprühen vor Motivation und Enthusiasmus. Außer tarifliche Arbeitszeiten, kurze Zeitverträge, lange Wartezeiten und ebenso unsichere wie spärliche Finanzen und mitunter prekäre Lebensverhältnisse nehmen sie in Kauf. So ist es seit jeher. Es ist allerdings Zeit, genau das zu ändern. Denn die Zeiten und Wertigkeit von Wissenschaft haben sich dramatisch verändert. In der heutigen Wissensgesellschaft ist Bildung der Schlüssel zur Zukunft. Von der Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses, der Forschung vorantreibt und künftige Funktionseliten ausbilden wird, hängt wesentlich ab, ob und in welchem Umfang Deutschland im weltweiten Vergleich zu den künftigen Wettbewerbsgewinnern oder -verlierern gehören wird.

Es geht also nicht nur um ein soziales und gesellschaftliches, sondern vor allem ein wissenschaftspolitisches Kernproblem. Dieses wird sich weder durch vereinfachende Parolen wie „Unbefristete Verträge für alle“ noch durch eine Verstärkung akademischer Mittelbaustellen beheben lassen. Vielmehr bedarf es einer grundlegenden intelligenten Reform des Qualifikationsweges zur Professur, die einen besseren Ausgleich zwischen den berechtigten Interessen des wissenschaftlichen Nachwuchses an attraktiven Karrierewegen und dem Interesse

des Gesamtwissenschaftssystems an einer möglichst großen Auswahl unter formal Höchst- und Gleichqualifizierten findet.

Zu einer solchen Balance können aus meiner Sicht die folgenden sechs Maßnahmen beitragen:

1. Vorfahrt für Bildung und Wissenschaft

Bildung und Wissenschaft müssen Top-Priorität genießen. Bundeskanzlerin Merkel hat bereits mit der Einberufung des Dresdner Bildungsgipfels vom 22. Oktober 2008 Bildung und Wissenschaft zur Chefsache erhoben und das wegweisende Leitbild einer „Bildungsrepublik Deutschland“ formuliert. Das damals von den Regierungschefs von Bund und Ländern verabschiedete Ziel, künftig zehn Prozent des Bruttoinlandsprodukts für Bildung und Forschung zu investieren, rückt näher: Nach neuesten Zahlen des Statistischen Bundesamtes befindet sich Deutschland mit 9,5 Prozent auf der Zielgeraden.

Wie es mit den großen Förderprogrammen, dem Pakt für Forschung und Innovation, dem Hochschulpakt, der Exzellenzinitiative oder der Hochschulbauförderung weiter gehen soll, steht allerdings immer noch in den Sternen. Klar ist allein, dass nichts klar ist, auch wenn der Wissenschaftsrat, der Bund und Länder in Fragen von Forschung und Lehre berät, mit seinen Empfehlungen zu Perspektiven des Wissenschaftssystems eine mögliche Blaupause für die kommenden Legislaturperioden geliefert hat: Die demnächst auslaufenden Programme sollen in einen milliardenschweren „Zukunftspakt“ überführt werden, den Bund und Länder bis 2025 schließen sollen. Insbesondere die Grundfinanzierung der über Jahrzehnte vernachlässigten Hochschulen will der Wissenschaftsrat erhöhen. Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen empfiehlt er Schwerpunktbildung und den Ausbau ihrer Kooperationen. Bei der konkreten Umsetzung dieser Empfehlungen ist nunmehr die Politik am Zug: Die Vorschläge des Wissenschaftsrats erfordern nicht zuletzt eine Änderung des Grundgesetzes, in dem Bildung und

Wissenschaft seit der Föderalismusreform im Jahr 2006 nahezu ausschließlich in die Hände der Länder gelegt werden. Die sich gerade konstituierende neue Bundesregierung wird also zeitnah zu entscheiden haben, ob und wie weit sich der Bund nach dem Ende der Programme engagieren wird. Nun ist das für sich genommen noch nichts Ungewöhnliches. Nach jeder Bundestagswahl werden die Karten neu gemischt. Und doch muss an die Unberechenbarkeit, die in den Legislaturzyklen liegen, erinnert werden. Ein Naturgesetz ist diese Unberechenbarkeit nämlich keineswegs. Den Hochschulen ist leider bislang nicht gelungen, was dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk geglückt ist. Der ist – bei identischer verfassungsrechtlicher Ausgangslage – schon seit Jahrzehnten im Besitz einer staatlichen Finanzgewährleistungsgarantie, die alle öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten vor massiven Einschnitten bewahrt und ihnen ein Maximum an Planungssicherheit gibt.

Den Hochschulen ist es bedauerlicherweise aber auch nicht gelungen, ihre systemische Bedeutung ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. Dies wiederum ist den Banken geglückt, die mit diesem Coup ungeahnte staatliche Finanzkräfte mobilisieren konnten und immer noch mobilisieren. Das sieht das Subsystem Wissenschaft mit einer Mischung aus Ohnmacht und Frustration.

Hochschulen werden stattdessen weiterhin nach Demoskopie und Kassenlage finanziert. In der notorischen Indolenz des politischen Gesamtsystems gegenüber der chronischen Unterfinanzierung von Forschung und Wissenschaft, soweit man die auskömmlich ausgestatteten außeruniversitären Forschungseinrichtungen außen vor lässt, steckt das Risiko, dass in finanziell angestregten Zeiten zuerst und gerade hier gespart wird, will sagen: weniger investiert wird. Die nicht enden wollende Eurokrise, die Schuldenbremse in Bund und Ländern und viele ehrgeizige staatliche Ausgabeprojekte wie die Energiewende lassen nicht erwarten, dass die Wissenschaftsetats der Länder in nächster Zeit zu Höhenflügen ansetzen werden. Diesem Trend gilt es entgegenzuwirken. Ein Zukunftspakt von Bund und Län-

der böte ein probates Mittel hierzu. Bildung und Wissenschaft müssen nicht nur in politischen Sonntagsreden, sondern in der Wirklichkeit Vorfahrt genießen. Es bedarf insbesondere einer politischen Debatte um Haushaltsprioritäten. Soll Deutschland in Beton oder in Köpfe investieren? Die Antwort ist eindeutig: Es muss einen durch finanzielle Zusagen belegten Vorrang von Bildung und Wissenschaft vor allen anderen staatlichen Aufgaben geben – nicht mehr und nicht weniger. Der vorgestern unterschriebene, aber noch nicht in Kraft getretene Koalitionsvertrag beteuert zwar, dass mehr in Bildung und Wissenschaft investiert werden soll. Eigenartigerweise schweigt aber der Vertrag zu konkreten Zahlenrelationen und auch zu der Frage, ob denn nun das Grundgesetz geändert werden wird, um Investitionen des Bundes zu ermöglichen. Das ist enttäuschend – allerdings nur für den, der diese vertraglichen Post-Wahlversprechen für bare Münze nimmt.

2. Zusätzliche Professuren

Die von der Bundeskanzlerin beschworene „Bildungsrepublik“ wird es nicht zu Discount-Preisen geben. Eine sich ständig aus Forschung speisende universitäre Lehre können nur Universitätsprofessoren gewährleisten, die qua Amt zu in etwa gleichen Teilen forschen und lehren. Auch wenn die Versuchung in Zeiten der Finanzkrise noch so groß ist, können neu geschaffene Personalkategorien mit schlechter Bezahlung und erheblichem Lehrdeputat keine Universitätsprofessoren ersetzen.

Mit „billigen Lehrnechten“ lässt sich eben keine „Bildungsrepublik“ errichten. An der Schaffung zusätzlicher Universitätsprofessuren führt deshalb kein Weg vorbei. Allen Prognosen zufolge werden die Studierendenströme wachsen und sich frühestens im Jahre 2020 auf hohem Niveau einpendeln. Politisch erwünscht ist es, dass möglichst viele Abiturienten ein Studium absolvieren. Ebenso werden für beruflich Qualifizierte die Hochschulen geöffnet. Um vor diesem Hintergrund allein die wenig schmeichelhafte Relation von 60 Studierenden pro Universitätsprofessor zu halten, müssten

tausende zusätzliche Universitätsprofessuren bereitgestellt werden.

Die Gelegenheit dazu ist günstig: Durch die Exzellenzinitiative sind tausende von zusätzlichen jungen Wissenschaftlern ausgebildet worden, die zurzeit bestenfalls auf befristeten Stellen sitzen. Mit den Lehrbeauftragten, die ein Schattendasein fristen müssen, steht ein weiteres Personalreservoir zur Verfügung. Viele von ihnen könnten in Lohn und Brot gebracht werden.

Mehr Professuren kämen nicht nur dem wissenschaftlichen Nachwuchs, sondern vor allem den Studierenden zugute, die sich im globalen Wettbewerb um Arbeitsplätze mit einer wissenschaftlich fundierten (Aus-)Bildung profilieren wollen. An den 20 größten deutschen Universitäten, an denen nahezu ein Drittel aller Studierenden hierzulande eingeschrieben sind, gilt für bereits zwei Drittel (68 Prozent) der Bachelor-Studiengänge ein Numerus Clausus (NC), wie die „Süddeutsche Zeitung“ jüngst berichtete. Und schon heute ist absehbar, dass die Mehrheit der Bachelorabsolventen, die in der Regel ja weiterstudieren wollen, vergeblich am Tor zum Masterstudium rütteln wird. Es passt nicht zusammen: Die „Bildungsrepublik“ fördert hohe Studierendenquoten, versperrt aber aus Kapazitätsgründen den Zugang mittels Noten und Quoten. Das muss sich durch eine vorausschauende Personalpolitik ändern.

3. Verlässliche Karrieremöglichkeiten

Wenn wir die besten Nachwuchswissenschaftler für den Hochschullehrerberuf gewinnen wollen, sind verlässlichere Karrieremöglichkeiten notwendig. Gewiss: Wissenschaft ist ein Abenteuer und Wissenschaftler der Risikoberuf schlechthin, der sich einem starren Laufbahnschema widersetzt. Das allgemeine Lebens- und Berufsrisiko müssen Wissenschaftler in gleicher Weise tragen wie andere Berufsgruppen. Aber das Risiko muss kalkulierbarer werden. Deshalb sollte der Karriereweg zur Universitätsprofessur so gestaltet sein, dass zwischen Promotion und Berufungsfähigkeit in der Regel nicht mehr als sechs Jahre liegen. Ob diese Qualifikationsphase mit einer Juniorprofessur

oder als Nachwuchsgruppenleiter durchlaufen oder mit einer Habilitation abgeschlossen wird, ist nach Maßgabe der unterschiedlichen Fächerkulturen von den Fakultäten und von den Nachwuchswissenschaftlern selbst zu entscheiden.

Das gegenwärtige Erstberufungsalter auf eine Professur ist jedenfalls mit fast 42 Jahren viel zu hoch. Das Umsatteln im Falle des Scheiterns gelingt in diesem Alter kaum noch. Das statistische Erstberufungsalter sollte schon deswegen auf 35 Jahre abgesenkt werden, damit diejenigen, die keine Professur erlangen, alternative Karrierewege einschlagen können.

4. Mehr Eigenständigkeit und konkrete Perspektiven für den wissenschaftlichen Nachwuchs

Der wissenschaftliche Nachwuchs in Deutschland benötigt größere Eigenständigkeit und Unabhängigkeit. Von unseren europäischen Nachbarländern können und haben wir durchaus gelernt. Bei den Personalkategorien „Juniorprofessor“ und „Nachwuchsgruppenleiter“ ist inzwischen ein hohes Maß an Eigenständigkeit und Unabhängigkeit für die Stelleninhaber verankert. Diese leistungsfördernden Vorzüge sind auf andere Qualifizierungsstellen zu übertragen, indem deutlicher zwischen Qualifizierungs- und wissenschaftlichen Dienstleistungsaufgaben differenziert wird. Wissenschaftliche Mitarbeiter brauchen Zeit zur Eigenqualifikation und für selbständige Lehrerfahrungen. Wir als Professoren müssen sie ihnen gewähren.

Aber auch der Ideenreichtum der Universitäten ist gefragt. So hat die Technische Universität München (TUM) mit einem neuartigen Karriersystem für Nachwuchswissenschaftler deutschlandweit eine Vorreiterfunktion übernommen. Mit dem „TUM Faculty Tenure track“ sollen herausragende Postdocs frühe Selbständigkeit als „Assistant Professor“ mit W2-Besoldung, reduziertem Lehrdeputat und einer klaren, leistungsabhängigen Perspektive erhalten: Bestehen sie im Zwei-Jahres-Rhythmus anspruchsvolle Evaluationen, steigen sie nach sechs Jahren zum unbefristeten, nach W3 besoldeten „Associate

Professor“ auf, dem darüber hinaus der spätere Aufstieg zum „Full Professor“ mit höherem Gehalt und erweiterter Ausstattung offensteht. Auch die Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) will künftig allen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern, die auf eine befristete W2-Professur berufen werden, bei Bewährung Aufstiegsmöglichkeiten auf eine besser bezahlte und unbefristete W3-Professur anbieten. Derartige Modelle haben deutschlandweit weitere Nachahmer verdient.

Im weltweiten Wettbewerb um die besten Köpfe sind konkrete Perspektiven für hochqualifizierte Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler ein wichtiges Instrument zur Personalgewinnung und -bindung. Wenn Hochschulen in England, USA und der Schweiz den „Tenure track“, die Zusage auf eine Lebenszeitprofessur nach einer positiv evaluierten Bewährungszeit, anbieten, müssen deutsche Universitäten schon aus kompetitiven Gründen gleichziehen können.

Allerdings sollte es keinen Automatismus geben. Nicht jede Nachwuchsstelle kann und darf mit einer „Tenure track“-Option ausgeschrieben und vergeben werden. „Tenure track“ sollte ein Mittel der Exzellenzförderung sein, über dessen Einsatz die Fakultäten autonom entscheiden müssen. Dabei darf der „Tenure track“ kein Alleinstellungsmerkmal für Juniorprofessoren bleiben. Wir brauchen den „Tenure track“ in gleicher Weise für die zahlenmäßig weitaus größere Gruppe der Habilitanden. Der Wettbewerb zwischen den gleichberechtigten Qualifikationswegen zur Professur setzt Chancengleichheit unter ihnen voraus.

5. Amtsangemessene Besoldung

Ohne eine konkurrenzfähige Vergütungsstruktur wird Deutschland im Kampf um die besten Köpfe weiter zurückfallen. Eine Reform der W-Besoldung durch Erhöhung der Grundvergütungen und Flexibilisierung des Vergaberahmens bleibt weiterhin unerlässlich. Zudem muss die Möglichkeit geschaffen werden, auch Nachwuchswissenschaftlern, z. B. Juniorprofes-

soren und wissenschaftlichen Mitarbeitern, Leistungszulagen gewähren zu können.

Mehr Leistung bei weniger Lohn – diese Milchmädchenrechnung hat das W-Besoldungsurteil des Bundesverfassungsgerichts vom 14. Februar 2012 durchkreuzt, das die W2-Grundbesoldung in Hessen als „evident amtsunangemessen“ gebrandmarkt hat. Es hat Maßstäbe für eine leistungsgerechte Vergütung von Wissenschaftlern gesetzt und war eine gute Nachricht für die nach der Besoldungsgruppe W entlohnten Wissenschaftler, die gegenüber der vorher geltenden, sogenannten C-Besoldung eine um bis zu 25-prozentige Absenkung des Grundgehalts hinnehmen mussten, ohne im Gegenzug dafür an den in Aussicht gestellten Leistungsäquivalenten teilzuhaben.

Das Bundesverfassungsgericht ist im Februar 2012 der Argumentation des Deutschen Hochschulverbandes gefolgt, der die Musterklage in Hessen unterstützt und begleitet hat. Es hat bestätigt, dass sich nicht zuletzt die hohe Verantwortung, die Hochschullehrer mit der Heranbildung künftiger Eliten übernehmen, bereits im Grundgehalt widerspiegeln muss. Wenn W2-Professoren auf dem Niveau von Studienräten entlohnt werden, wird das dem hohen Qualifikationsprofil von Hochschullehrern nicht gerecht.

Dennoch kann man mit den inzwischen – nicht zuletzt in Hessen – erfolgten Reparaturnovellen zur Professorenbesoldung nicht wirklich zufrieden sein. Obwohl diese höhere Grundgehälter für W2- und W3-Professuren vorsehen, wird der DHV gerichtlich klären lassen, ob diese vorgesehenen Erhöhungen in allen Bundesländern dem Grundsatz der amtsangemessenen Besoldung entsprechen. Schlichtweg rechtswidrig bleibt, dass Bund und Länder zugesagte Leistungsbezüge, die von Professoren in der Vergangenheit wettbewerblich erworben wurden, auf ein gestiegenes Grundgehalt anrechnen wollen. Der DHV hat wegen dieser Konsumtionsregelungen weitere Musterprozesse, die in Hessen schon laufen und in anderen Ländern in Gang gebracht werden, finanziert. Eine leistungsorientierte Besoldung kann unter der Maßgabe der Kostenneutralität nicht funktionieren. In der Vergangenheit zugesagte

und erworbene Leistungsbezüge müssen als Leistungsbezüge erhalten bleiben und dürfen nicht ganz oder teilweise in Grundbesoldung umgewandelt werden. Insbesondere darf die bei den bisherigen Reformbestrebungen vernachlässigte Vergütung von W1-Professuren bei den Reformen nicht weiter ausgespart bleiben. Diese Entscheidung der Gesetzgeber ist eine vorsätzliche Missachtung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Eine „Bildungsrepublik“ darf junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht in dieser Form behandeln. Das W1-Grundgehalt muss proportional zur W2-Grundbesoldung angehoben werden. Bei bundesweit 1.332 Stellen für Juniorprofessoren bleibt der daraus resultierende finanzielle Mehraufwand überschaubar. Es ist in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass die LMU und die TU München künftig auf Juniorprofessoren gänzlich verzichten wollen, weil es nicht möglich sei, mit W1-Stellen für Juniorprofessuren international hochqualifizierten wissenschaftlichen Nachwuchs zu gewinnen, schon gar nicht für eine teure Stadt wie München.

6. Bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Eltern sind oder es werden wollen, müssen an den Universitäten familiengerechte Arbeitsbedingungen vorfinden. In der schlechten Vereinbarkeit von Beruf und Familie sehen Professorinnen und Professoren laut einer Umfrage des CHE vom April letzten Jahres die Hauptursache dafür, dass nur rund jede fünfte Professur an deutschen Hochschulen von einer Frau besetzt ist, obwohl Frauen unter den Studie-

renden und Absolventen mittlerweile die Mehrheit stellen. Diese Unterrepräsentanz von Frauen wird nicht durch fragwürdige generelle Verweiblichungen von Universitätsatzungen behoben. Vielmehr sind konkrete Taten erforderlich. Dazu gehören neben gezielten Förderprogrammen Hilfen bei der Kinderbetreuung, Teilzeitleösungen und die Lockerung von dienstrechtlichen Altersgrenzen. Als Inhaberin des Audits „Familiengerechte Hochschule“ beschreitet die Justus-Liebig-Universität dankenswerter Weise genau diesen Weg.

Meine sehr verehrten Damen und Herren – Haushaltsprioritäten zugunsten von Bildung und Wissenschaft, zusätzliche Professuren, Senkung des Erstberufungsalters, mehr Eigenständigkeit und Unabhängigkeit für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Perspektiven wie den „Tenure track“, eine angemessene Vergütung und eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf – es bedarf eines Bündels an Maßnahmen, um wissenschaftliche Karrieren attraktiver zu machen. Wissenschaft als Suche nach Wahrheit ist und bleibt gerade in diesen Zeiten ein wichtiger Beruf, der mehr ist und sein will als viele andere Berufe. Er ist aller Anstrengung wert. Er kann nicht mit einem engmaschigen Netz abgesichert werden, aber er muss als Beruf besser, attraktiver und ein Stück weit „sicherer“ werden. „Ohne Sicherheit ist keine Freiheit“, gab der Philosoph, Sprachforscher und preußische Staatsmann Wilhelm von Humboldt zu bedenken, und mit dem ehemaligen finnischen Staatspräsidenten Urho Kekkonen lässt sich ergänzen: „Sicherheit erreicht man nicht, indem man Zäune errichtet, Sicherheit gewinnt man, indem man Tore öffnet.“



Erhard F. Kaleta

Herpesviren der Vögel und Reptilien

In Mitteleuropa leben seit der Römerzeit Hühner, Gänse, Enten und Tauben gemeinsam mit Menschen in Haus, Hof und Garten. Die Zahl dieser Tiere je Gehöft war während vieler Jahrhunderte eher klein und ihr praktischer Nutzen als Lieferanten von Eiern, Fleisch, Schmalz und Federn blieb gering. Wilhelm Busch hat mit der Geschichte von der „Witwe Bolte“ und die Brüder Grimm haben mit den „Bremer Stadtmusikanten“ in typischer Weise Stellung und Wert des Geflügels in damaliger Zeit beschrieben. Erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs fand das Hausgeflügel vermehrtes Interesse der Genetiker und Züchter, das eine erhebliche Leistungssteigerung besonders der Hühner ermöglichte. Landwirte, die einen neuen Erwerbszweig in der Hühnerhaltung sahen und nicht zuletzt die Ernährungswissenschaftler, die Geflügelfleisch als nahrhaft, leicht verdaulich und preiswert lobten, trugen gemeinsam zur Vergrößerung der Geflügelhaltung bei. Parallel zu dieser Entwicklung wurden neue Haltungs- und Ernährungsformen entwickelt, erprobt und in die tägliche Praxis eingeführt. Unbeeindruckt von negativen Kommentaren einzelner Personen und agiler Verbände zum Cholesteringehalt der Eier und der Art der neuartigen, oft engen Haltung des Geflügels stieg und stieg der Konsum von Ei und Fleisch unaufhörlich bis in die heutige Zeit. Allerdings nahmen auch die übertragbaren, infektiösen Krankheiten mit der stark ausgeweiteten Geflügelhaltung zu. Eher traditionell ausgebildete Tierärzte waren gut vertraut mit den Leistungseinbußen der Pferde, Rinder, Schweine und Schafe, hatten aber weder hinreichende Kenntnisse noch praktische Erfahrungen mit dem „Federvieh“. Um diesem misslichen Umstand abzuhelfen, beschlossen die deutschen tierärztlichen Bildungsstätten speziell auf Geflügel ausgerichtete, selbständige Institute zu gründen und mit der Erforschung der Geflügelkrank-

heiten zu beauftragen. Auf einmütigen Beschluss der Gremien der damaligen Veterinärmedizinischen Fakultät, mit Zustimmung des Akademischen Senats und durch Erlass des einschlägig befassen Hessischen Ministeriums wurde ein „Institut für Geflügelkrankheiten“ gegründet.

Im Fachbereich Veterinärmedizin (FB 10) der JLU Gießen besteht seit dem Jahr 1967 eine selbständige Einrichtung, die sich ausschließlich mit Leben und Gesundheit des Geflügels befasst. Zum Personal gehörten im Jahr 1967 eine C4-Professur, zwei Tierärzte und technisches Personal. Ursprünglich trug diese Einrichtung den Namen „Institut für Geflügelkrankheiten“, was die Konzentrierung der wissenschaftlichen Arbeiten und der Lehre für Veterinärstudenten auf die damals übernehmenden *Krankheiten* des Geflügels betonen sollte. Die Aufgaben umfassten in den ersten Jahren seit der Gründung die Lehre über Haltung, Hygiene, Krankheiten, Therapie und Verhütung von Krankheiten des Hausgeflügels, wozu Hühner, Puten, Perlhühner, Wachteln, Enten, Gänse, Tauben und neuerdings auch der Strauß gezählt werden. Zusätzlich zur Lehre galten die Forschung und die Labordiagnostik infektiöser und nicht infektiöser Geflügelkrankheiten als Kernbereiche aller Arbeiten im „Geflügelinstitut“.

Zunehmend wurden in den folgenden Jahren auch Untersuchungen an vielen Wild-, Zoo- und Ziervögeln, aber auch Reptilien (Schlangen, Schildkröten und Echsen), Amphibien (Frösche, Lurche, Molche) sowie Fische (Süßwasser- und tropische Zierfische) durchgeführt. Folgerichtig wurde das Institut für Geflügelkrankheiten im Jahr 2002 umbenannt in *Klinik für Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische*. Neben dem Hausgeflügel gilt seitdem das besondere Interesse den einheimischen, frei lebenden Vögeln von Spatz, Schwan, Stockente und Storch bis zum Adler sowie den fremdländischen Vögeln wie



Abb. 1: Zwei Steinkäuze (*Athene noctua*) aus einer zoologischen Einrichtung. Der Vogel links auf dem Bild zeigt ein Auge mit deutlich erkennbarer Keratitis. Aus Abstrichen von der Kornea und der Konjunktiva des erkrankten, nicht aber des gesunden Auges konnte ein Herpesvirus isoliert werden. (Quelle: Heidenreich/Kaletta 1977)

Papageien, Sittiche, Kanarienvögel, Pelikane, Pinguine und viele andere exotische Vogelarten. Lehr- und Forschungsobjekte sind stets gesunde, erkrankte und gestorbene Tiere. Halter, Züchter und Händler dieser zahlreichen Tierarten stellen ihre „Tierpatienten“ vor und erwarten Hilfen zur Lösung oder zukünftigen Vermeidung gesundheitlicher Beeinträchtigungen. In nicht seltenen Fällen erhalten wir von der örtlichen Feuerwehr und vom Technischen Hilfswerk eingefangene Wildvögel, besonders Bussarde, Schwäne, Stockenten, Reiher und Singvögel, die verletzt oder krank aufgegriffen wurden. Pro Jahr treffen mehrere Tausend Vögel und Reptilien diverser Arten bei uns ein. Diese Tiere werden umgehend untersucht, operiert oder anderweitig therapiert und den Eigentümern (meist) geheilt zurückgegeben.

Forschungsschwerpunkt Herpesviren

Tägliche praktische Erfahrung und umfangreiche Statistiken belegen die stark hervortretende Bedeutung virusbedingter Krankheiten, wobei die

Herpesviren eine besonders große Rolle als Krankheits- und Todesursache spielen. Folgerichtig bildeten die Herpesviren des Geflügels und anderer Vögel sowie der Reptilien den langjährigen Forschungsschwerpunkt unserer Arbeiten (Kaleta, 2013). Deshalb soll beispielhaft an den Ergebnissen erläutert werden, was, wie und in welchen Zeiträumen ein Universitätsinstitut zu leisten vermag. Die nachfolgend beschriebenen Arbeiten beziehen sich auf den Zeitraum von 1982 (meine Berufung) bis zu meinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst im Jahr 2009.

Hinausgehend über praktische diagnostische und therapeutische Arbeiten an erkrankten Tieren wurden noch weitere Fragestellungen verfolgt, die sich auf die Eigenschaften der nachgewiesenen Virusarten und deren genaue Charakterisierung bezogen. Die bei vielen Wirbeltieren einschließlich des Menschen vorkommenden Herpesviren können einerseits zu schweren Krankheiten führen oder die Infektion mit einem Herpesvirus verbleibt für lange Zeiträume im Körper ohne Krankheitssymptome auszulösen.



Abb. 2: Europäischer Uhu (*Bubo bubo*) mit verletztem Auge in Folge eines Anflugs gegen ein Hindernis.
(Quelle: Kaleta 1978)

Herpesviren besitzen in der Regel ein enges Wirtsspektrum, das heißt im Umkehrschluss, der Nachweis eines bestimmten Herpesvirustyps ermöglicht begründete Schlüsse auf die phylogenetische Verwandtschaft der Vögel, aus denen ein Herpesvirus stammt. Hier eröffnet sich ein neues Arbeitsgebiet. In anderem Zusammenhang beschäftigten wir uns mit selbst entwickelten Impfstoffen und den Möglichkeiten und Grenzen einer Immunprophylaxe. Eine Chemotherapie herpesvirusbedingter Erkrankungen war bisher nur begrenzt möglich. Auch zu diesem Bereich wurden erste erfolversprechende Laborarbeiten durchgeführt.

Nachfolgend soll in Form einer knappen Übersicht über die bisherigen Ergebnisse berichtet werden. Dies sind besonders die Nachweise von Herpesvirusarten bei Vögeln und Reptilien (1.), die verwandtschaftlichen Beziehungen derjenigen Vogelarten, aus denen solche Viren stammen (2.), die Schutzimpfungen mit selbst hergestellten Impfstoffen (3.) sowie die Chemotherapie spontan aufgetretener herpesvirusbedingter Erkrankungen ausgewählter Vogelarten (4.).

1. Nachweise von Herpesviren bei Vögeln und Reptilien

Anlässe für Versuche zum Herpesvirusnachweis bzw. zum Ausschluss einer Herpesvirus-Infektion sind Krankheits- und Todesfälle, aber auch Untersuchungen im Rahmen von Leasing, Ankauf bzw. Verkauf gesunder Tiere sowie die beabsichtigte Zusammenstellung von Zuchtpaaren im Rahmen europäischer Erhaltungszuchtprogramme (EEP) selten gewordener Vogelarten und schließlich die Untersuchung von Jungvögeln, die in menschlicher Obhut aufgezogen und in die Freiheit entlassen werden sollen.

Die äußere Untersuchung vorgestellter Vögel ergibt eher selten typische Hinweise auf eine Herpesvirusinfektion. Allgemeine Schwäche, Abmagerung, Ausbleiben der Futter- und Tränkwasseraufnahme sowie Veränderungen der Kotbeschaffenheit können Hinweise geben, sind im Einzelfall aber wenig hilfreich. Allerdings sind hin und wieder Symptome wie eine Keratitis erkennbar, die Folge einer Herpes-

virusinfektion sind (Abb. 1). Zum Vergleich zeigt die Abb. 2 die Folgen eines Anflugtraumas am Auge eines Uhus.

Die pathologischen Veränderungen an den inneren Organen nach natürlichen Herpesvirusinfektionen lassen sich anlässlich von Sektionen typischerweise vier Formen zuordnen. Dies sind (a) blutende Bereiche in Luftröhre, Lunge und Darmkanal, (b) nekrotische Bezirke in den großen parenchymatösen Organen, (c) Lähmungen der Flügel und Beine sowie (d) lymphoide oder lymphoplasmazytische Tumoren, besonders in Leber, Milz, Herz, Muskulatur, Rachen, Kloake, Pankreas und anderen inneren Organen. Keiner dieser Befunde beweist jedoch mit hinreichender Eindeutigkeit ein Herpesvirus als deren kausale Ursache.

Ein besonderes Charakteristikum der Herpesviren ist deren Wechsel von offensichtlicher Krankheit mit Vermehrung und Ausscheidung des Virus zur latenten, subklinischen Form ohne nennenswerte Vermehrung und ohne Ausscheidung des persistierenden Herpesvirus. Schließlich muss noch erwähnt werden, dass nach einer erfolgten Infektion nicht in jedem Fall deutliche Krankheitssymptome und pathologische Veränderungen auftreten müssen.

Die persistierenden, subklinischen Verläufe besitzen eine besondere Bedeutung für die Epidemiologie, weil stressbedingt ein Aufflammen mit Virusvermehrung möglich ist, was wiederum die lokale oder territoriale bis interkontinentale Verschleppung der Herpesviren begünstigt.

In einer Langzeitstudie (1983 bis 2001) wurden insgesamt 948 Blutproben von 253 mehrfach in vier Rehabilitationszentren beprobten Weißstörchen untersucht. Es konnte in den weißen Blutzellen des zirkulierenden Bluts vielfach das Storch-Herpesvirus isoliert werden. Auffallend waren die häufigeren Virusisolierungen während des Frühlings (März/April) im Vergleich zu den geringeren Häufigkeiten im Spätsommer (August/September). In die Frühjahrszeit fällt die Phase der Brut und Jungtieraufzucht sowie die Beschaffung hinreichend großer Futtermengen, was generell als Stress gedeutet wird, was zur Vermehrung und dadurch zum gelungenen Virusnachweis führt. Alle getesteten

253 Weißstörche blieben jedoch während neun bis zwölf Jahre frei von Anzeichen einer herpesvirusbedingten Erkrankung, obwohl die positiv getesteten Weißstörche nachweislich infektiöses Virus in ihren peripheren Blutleukozyten besaßen und dieses Virus auch mit ihrem Kot ausschieden (Kaleta und Kummerfeld, 2012).

Demgegenüber zeigten Untersuchungen an gestorbenen, frei lebenden Schwarz- und Weißstörchen anderer Herkunft, dass diese Tiere an den Folgen massiver Herpesvirusvermehrung mit stark ausgeprägten pathologischen Veränderungen in vielen inneren Organen gestorben waren.

Ausgangsmaterialien für sämtliche Virusnachweise aus Vögeln unterschiedlicher Quellen waren stets Tupferproben aus Rachen, Konjunktiva oder Kloake, aber auch innere Organe gestorbener Vögel und Reptilien. Nach Übertragung dieser Proben auf empfängliche Zellkulturen, meist Hühnerembryofibroblasten, entsteht nach einigen Tagen im positiven Fall ein aus abgerundeten Zellen und stark vergrößerten Zellkernen bestehender zytopathischer Effekt. Der Virusisolierung schließt sich der Nachweis derjenigen Eigenschaften an, die für Herpesviren charakteristisch sind (Pellett et al., 2012). Diese umfassen die lipidhaltige äußere Umhüllung der Viruspartikel (Envelope), der Gehalt an doppelsträngiger Desoxyribonukleinsäure (DNS) sowie Größe, Form und äußere Virushülle und innere Strukturen (Kapsomeren) der Viruspartikel mittels elektronenmikroskopischer Untersuchung (Abb. 3). Erst in neuerer Zeit wurden die diagnostischen Methoden durch die Einführung molekular-biologischer Verfahren erweitert bzw. ersetzt.

Heute werden zur Virusdiagnose mehrere Methoden zur Extraktion der Desoxyribonukleinsäure (DNS) aus Probenmaterial eingesetzt. Die Bestimmung der Viruspezies erfolgt an Hand von Fragmenten der viralen DNS mittels *nested consensus primer* Polymerase-Kettenreaktion (PCR) durch mehrere PCRs, die eine Vielzahl unterschiedlicher Herpesviren erkennen kann. Zur Erkennung und gegenseitigen Abgrenzung von Herpesvirus-Varianten werden häufig die Spaltung gereinigter DNS mit Restriktionsendo-

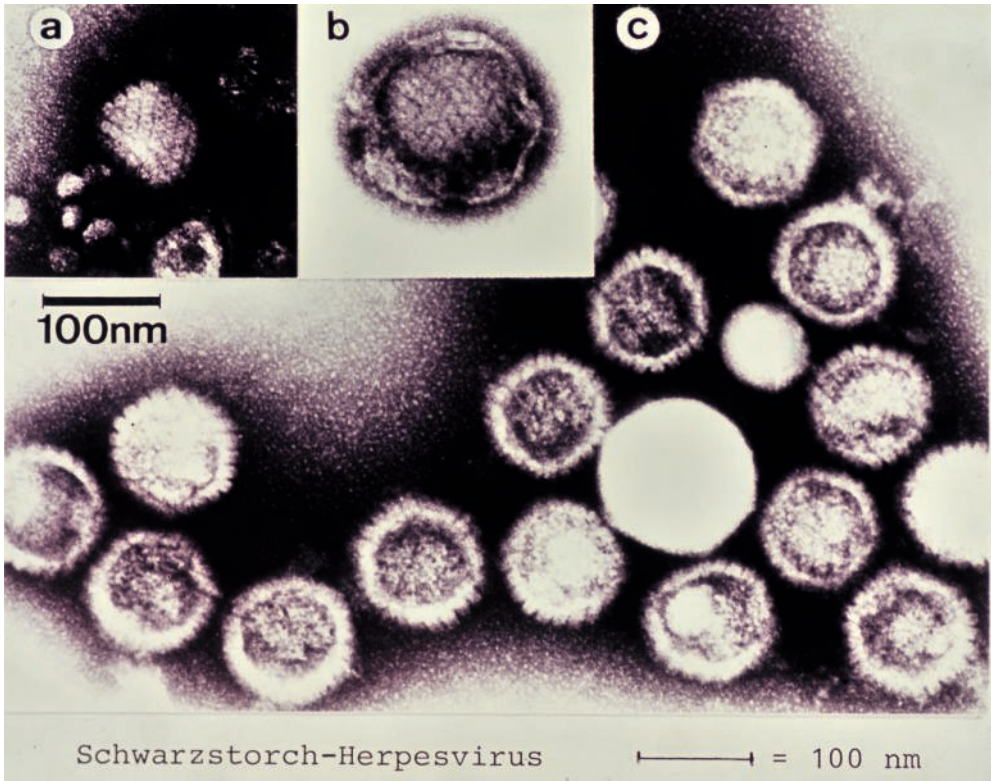


Abb. 3: Elektronenmikroskopische Darstellung von Herpesviruspartikeln, isoliert aus der Leber eines Schwarzstorchs (*Ciconia nigra*). Zu erkennen sind Virionen mit Hülle und die hexagonale Struktur des Viruskapsids mit Kapsomeren. (Quelle: Kaleta et al. 1980)

nukleasen, die Untersuchung des DNS-abhängigen DNS-Polymerase-Gens durch unterschiedliche PCRs sowie die anschließende Sequenzierung zur Bestimmung der Nukleotide eingesetzt (Mathes et al., 2001; Mundhenk et al., 2009).

Literaturbekannt sind bisher ca. 30 unterscheidbare Arten bzw. Varianten der Herpesviren der Vögel, wobei mehr als die Hälfte in unseren Laboratorien erstmals entdeckt und nachfolgend beschrieben worden ist. Unsere Publikationstätigkeit führte zur Etablierung eines Konziliarlabors für die Herpesviren der Vögel und Reptilien. Dadurch erhielten wir auch aus anderen Ländern und Labors verdächtige Herpesviren zur näheren Untersuchung und zur systematischen Zuordnung.

Bei allen Arten des Hausgeflügels gelangen bisher Herpesvirusnachweise. Zusätzlich zu

Schwarz- und Weißstörchen wurden aus vielen Arten der Papageien und Sittiche, der Tauben, Falken und Adler, der Kraniche, Finkenvögel, Tukane und Kormorane Herpesviren isoliert und näher beschrieben.

Auch aus Schildkröten mit deutlicher Entzündung der Mundhöhle gelang die Anzüchtung von zwei verschiedenen Herpesviren (Marchang et al., 2001; Mathes et al., 2001; Teifke et al., 2001; Tornede, 2006). Diese Landschildkröten lebten in großen Zuchtbeständen in der Türkei, in Frankreich, Marokko, Deutschland und den USA, wurden in diesen Ländern untersucht und die dort entnommenen Proben konnten bei uns in Gießen virologisch untersucht werden. Regelmäßig wurde Herpesvirus isoliert und dieses Virus von denen der Vögel unterschieden. Ebenso wie Vögel können erkrankte und äußerlich unauffällige Schildkrö-

ten für lange Zeiträume Träger und Ausscheider dieser Viren sein (Tornede, 2006). Die Schildkröten-Herpesviren sind hinsichtlich ihres Genoms und serologisch nicht identisch mit den Herpesviren der Vögel und Säugetiere.

2. Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Vögeln mit Herpesvirusnachweisen

Die Systematik der Vögel ist trotz zahlreicher Bemühungen in Vergangenheit und Gegenwart noch immer im Fluss. Als Taxa dienten Carl von Linné (1758) äußerlich erkennbare und anatomische Merkmale, Brutbiologie, natürliche Verbreitungsgebiete, typisches Verhalten einschließlich Stimmäußerungen, Standorttreue oder circannualer Zug in die Winter- bzw. Sommerquartiere. In neuerer Zeit werden zusätzlich molekulare Merkmale der Ribonukleinsäure (RNS) und DNS aufgespürt und auf Eignung zur verbesserten Einteilung aller ca. 9.000 Vogelarten geprüft.

Unsere Herpesviren aus vielen Vogelarten ließen in Anbetracht des relativ engen natürlichen Wirtsspektrums der Herpesviren die Frage aufkommen, ob identische Herpesviren aus verschiedenen Vogelarten gesicherte Hinweise auf eine nähere Verwandtschaft der Vögel geben können. Diese Fragestellung soll an einem Beispiel erläutert werden. Derzeit werden alle Tauben in die Ordnung Columbiformes, alle Eulen in die Ordnung Strigiformes, alle Falken in die Ordnung Falconiformes und schließlich alle Adlerartigen in die Ordnung Accipitriformes gestellt. Verblüffenderweise konnte aus Vögeln dieser vier derzeit getrennt geführten systematischen Ordnungen nur ein Herpesvirus nachgewiesen werden, das mit den etablierten Methoden nicht unterscheidbar ist, von einer Vogelart auf die andere auf natürlichen Wegen übertragen werden kann und zu gleichen Veränderungen an den inneren Organen führt. Diese Feststellung leitet zur Frage, ob denn die Zuordnung der genannten Vögel zu vier verschiedenen Ordnungen noch immer berechtigt ist oder ob die derzeitige Systematik einer Revision bedarf. Dies ist eine wichtige Frage im Bereich der Ornithologie, aber auch ein gewich-

tiger Punkt in der veterinärmedizinischen Epidemiologie und Hygiene.

Als ein weiteres Beispiel für den Nutzen der Herpesvirologie als Hilfskriterium der Systematik seien die diversen Herpesviren aus Vögeln der Ordnung Sperlingsvögel (Passeriformes) genannt. Diese Ordnung umfasst ca. die Hälfte aller derzeit bekannten 9.000 Vogelarten. Denkbar wäre eine Konvergenz dieser Vögel mit Anpassung ihrer Struktur und ihres Verhaltens an jeweilige Lebensräume und Nahrungsspektren. Wir konnten aus Sperlingsvögeln mindestens sechs im Virusneutralisationstest unterscheidbare Herpesviren isolieren (Blumenstein, 1993). Hieraus ergeben sich zwei Folgerungen, die einerseits eine bereits bekannte Tierartspezifität der Herpesviren beweisen und andererseits – auf Grund der erkennbaren Kreuzreaktionen – für gegenseitige Virusübertragungen zwischen eng verwandten Arten der Sperlingsvögel sprechen. Mit Blick auf die derzeitige Systematik ergeben sich aus diesen Ergebnissen zwei Schlüsse. Entweder kommen spontan bei vielen Sperlingsvögeln tatsächlich nicht unterscheidbare Herpesviren vor, was die Platzierung aller Herpesvirus-positiven Vögel in eine große Ordnung rechtfertigen würde. Weil aber z. B. das Virus aus einem Japanischen Mövchen (*Lonchura striata*) nur mit seinem homologen Antiserum, nicht aber mit den anderen Antiseren reagierte, ist zu folgern, dass dieses Virus in eine andere systematische Gruppe zu stellen wäre. In diesem Fall bedarf die bisher gebräuchliche Systematik dieser großen Vogelgruppe einer Revision mit Aufteilung in mehrere Ordnungen.

3. Impfungen zum Schutz gegen die Folgen einer Herpesvirus-bedingten Krankheit

Sehr lange Zeit wurde in der Fachwelt die Meinung vertreten, dass eine Schutzimpfung zur Verhütung von Herpesvirus-bedingten Krankheiten a priori nicht möglich sei. Das Gegenteil wurde Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eindrucksvoll bei der durch Herpesviren verursachten Marekschen Krankheit, einer mit Lähmungen und Tumoren einhergehenden, sehr

häufigen und verlustreichen Krankheit der Hühner, bewiesen. Ausgangspunkt dieser Beweisführung war die Beobachtung einer spontanen, aber ohne klinische Folgen verlaufende Herpesvirusinfektion der Pute. Putenhalter sahen keinerlei Krankheitsanzeichen, wenn sie ihre Hühnerküken gemeinsam mit Puten in einem Raum aufzogen. Später wurde das frische, für andere Zwecke nicht verwendbare Blut aus Puten, einen Tag alten Hühnerküken injiziert, was ebenfalls zum Ausbleiben der Marekschen Krankheit bei erwachsenen Hühnern führte. Diese eher anekdotischen Mitteilungen der Geflügelhalter veranlassten Virologen zu Versuchen zum Virusnachweis. Tatsächlich konnte ein Herpesvirus aus Putenblut isoliert werden, das vom Herpesvirus der Hühner unterscheidbar war, aber eine deutliche Schutzwirkung der Hühner entfaltete. Heute ist dieses nun in Zellkulturen vermehrte Puten-Herpesvirus ein weltweit eingesetzter, sehr zuverlässiger Impfstoff zur Verhütung der Marekschen Krankheit der Hühner.

Eine weitere Beobachtung aus dem Kreis der Hühnerhalter erreichte uns mit der Mitteilung, dass längst nicht alle Hühner an der Marekschen Krankheit in gleicher Schwere und Häufigkeit erkranken. Im Gegenteil: In manchen Herden traten hohe Verluste auf, in anderen Herden blieben nahezu alle Hühner zeitlebens gesund. Zur Überprüfung dieser Beobachtung haben wir aus erkrankten und gesunden Hühnern viele Versuche zur Isolierung und Charakterisierung von Herpesviren angestellt und die erhaltenen Virusisolate auf Virulenz im Huhn geprüft (Kaleta, 2013). Tatsächlich konnten Herpesviren aus klinisch gesunden Hühnern nach Injektion in junge Hühnerküken die Mareksche Krankheit zuverlässig verhüten. Folglich existiert im Huhn nicht nur ein hochgradig pathogenes, sondern auch ein zweites Herpesvirus, das der Marekschen Krankheit vorbeugen kann und deshalb als naturgegebener „Impfstoff“ wirksam ist.

Seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist bei südamerikanischen Papageien eine verlustreiche Krankheit bekannt, die nach ihrem Erstbeschreiber als Pachecosche Papageienkrankheit (PPK) bezeichnet wird. Durch den internationalen Handel mit diesen meist sehr wertvollen Vögeln gelangte das ursächliche

Herpesvirus in fast alle Länder Amerikas, Europas und Asiens. Wir haben ebenfalls solche Papageien untersucht und ein bisher noch nicht näher charakterisiertes Papageien-Herpesvirus nachweisen können. Aus solchen Virusisolaten wurde ein inaktivierter Impfstoff hergestellt und empfänglichen Papageien zur Immunisierung injiziert. Daraufhin blieben Symptome und Verluste durch die die PPK aus. Heute wird dieser von uns hergestellte bestandsspezifische (autologe) Impfstoff aus Herpesviren von Papageien in vielen Papageienbeständen in mehreren europäischen Ländern zur Verhütung dieser Krankheit erfolgreich eingesetzt.

Bei Papageien tritt neben der PPK eine tumoröse Erkrankung der Schleimhäute des Rachens und der Kloake auf, die als interne Papillomatose der Papageien (IPP) bezeichnet wird. Neben diesen Papillomen werden auch Karzinome in der Bauchspeicheldrüse sowie in den Gallengängen der Leber beobachtet, die häufig zum Tod der erkrankten Papageien führen (Mundhenk et al., 2009). Weil die topikale Applikation des Virostatikums Aciclovir® nur wenig bis keine Heilungserfolge erbrachte, entschlossen wir uns, chirurgisch entnommenes Tumorgewebe zu homogenisieren und zu formalinisieren und dieses Material mit einem Adjuvans intramuskulär den erkrankten Papageien zu injizieren. Tatsächlich konnten wir nach mehrfacher Injektion dieses Impfstoffs eine Regression der Tumoren in Rachen und Kloake bis hin zur völligen Ausheilung beobachten (Krautwald-Junghanns et al., 2000).

Erste Versuche zur Immunisierung von Landschildkröten in einem italienischen, chronisch mit Herpesvirus infizierten Zuchtbestand waren allerdings bisher nur bedingt erfolgreich. Der verwendete inaktivierte Impfstoff wurde lokal und systemisch gut vertragen, die entstandenen post-vakzinalen Antikörper konnten aber eine Virusausscheidung nicht vollständig verhindern (Marschang et al., 2001).

4. Chemotherapie der Herpesvirusbedingten Krankheiten?

Wir haben niemals gezielt nach wirksamen Chemotherapeutika zur Heilung oder Verhü-

tung von Herpesvirus-bedingten Krankheiten der Vögel gesucht. Im Gegenteil: Gänzlich andere Wünsche standen im Vordergrund, die kurz skizziert werden sollen. Wenn man Versuche zur Virusisolierung mittels Zellkulturen anstellt, vermehren sich in diesen Zellkulturen immer wieder unerwünschte Schimmel- und Hefepilze, die ihren Ursprung im pilzhaltigen Probenmaterial haben. Um diesem Mangel zu begegnen, wurden im Handel erhältliche Wirkstoffe mit bekannter Wirksamkeit gegen Pilze (Antimykotika) im direkten Vergleich zum bisher verwendeten Antimykotikum Nystatin® auf ihre ggf. bessere Wirksamkeit gegen Pilze bei gleichzeitiger Unschädlichkeit geprüft. Wesentlich war dabei, dass die Anzucht und Vermehrung der Viren nicht gehemmt wird. Hierzu wurden in der Virusstammsammlung vorhandene behüllte und nicht behüllte RNS- und DNS-Virusstämme in Gegenwart mehrerer Antimykotika vermehrt und die erhaltenen Virusgehalte quantitativ bestimmt. Nach aller Erfahrung hatte das bisher verwendete Nystatin® keinerlei messbaren Einfluss auf die Virusvermehrung. Auch das Antimykotikum Amphotericin B beeinflusste die Vermehrung der verwendeten Viren nicht.

Zu unserer Überraschung unterdrückte der Zusatz der als Antimykotika seit langem bekannten Wirkstoffe Clotrimazol und Itraconazol vollständig die Vermehrung eines Herpesvirus aus einer Taube (Lücker und Kaleta, 2013). Die beiden Azole Clotrimazol und Itraconazol hemmen bekanntermaßen die Vermehrung von Schimmel- und Hefepilzen *in vitro* und *in vivo* und sind deshalb für diese Indikation in Deutschland seit 1983 bzw. seit 1991 zugelassen worden. Ein direkter Einfluss von Clotrimazol und Itraconazol auf die Vermehrung des Tauben-Herpesvirus war bis dato unbekannt. Unsere bisherigen Ergebnisse zeigen deutlich, dass die Vermehrung nicht nur der Pilze, sondern auch der Herpesviren signifikant gehemmt wird.

Unsere bisherigen Versuche mit den beiden Azolen und einem Tauben-Herpesvirus lassen bereits erkennen, dass auch etablierte Chemotherapeutika für weitere Anwendungsgebiete geeignet sein können. Allerdings muss einschränkend hin-

zugefügt werden, dass diese Ergebnisse bisher auf Studien mit Tauben-Herpesvirus in Zellkulturen beruhen. Eine Prüfung der Wirksamkeit der beiden Azole gegen Herpesviren in der Taube und anderen Vögeln steht noch aus.

Fazit

Erst im Jahr 1967 war die Gründung eines selbstständigen Instituts für Geflügelkrankheiten im Fachbereich Veterinärmedizin der JLU Gießen möglich, das sich zunächst mit Arbeiten am Hausgeflügel und in späteren Jahren auch mit frei lebenden sowie Zoo- und Ziervögeln, aber auch mit Reptilien, Amphibien und Fischen befasste. Die deutliche Erweiterung des Spektrums der betreuten Tierarten stellt hohe Anforderungen an diagnostische, therapeutische und prophylaktische Arbeiten. Dieser Beitrag befasst sich speziell mit den Herpesviren der Vögel und Reptilien, deren spezifische Eigenschaften und Verbreitung sowie mit den Möglichkeiten und Grenzen einer aktiven Immunisierung. Erste Ansätze zu einer erfolversprechenden Chemotherapie der Herpesvirusinfektion der Taube auf der Basis von Clotrimazol und Itraconazol werden beschrieben. Weitere Studien an Herpesviren der Vögel und Reptilien bleiben auch zukünftig wesentliche Bereiche der wissenschaftlichen Arbeiten der hiesigen Klinik für Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische.

Literatur:

- Blumenstein, V. (1993): Isolierung und biologische Eigenschaften von sechs neuen Herpesviren aus verschiedenen Sperlingsvögeln (Passeriformes). Veterinärmedizinische Dissertation, Gießen.
- Heidenreich, M., und Kaleta, E. F. (1977): Hepatosplenitis infectiosa strigum: ein Beitrag zum Wirtsspektrum und zur Übertragbarkeit des Eulen-Herpesvirus. Fortschritte der Veterinärmedizin 28, 198–203.
- Kaleta, E. F. (1978): Comparative characteristics of herpesviruses of birds. In: Kato, S., Horiuchi, T., Mikami, T., and Hirai, K. (eds.). Proceedings of the 3rd International Symposium on Marek's disease. Sept. 12–16, 1988, Osaka, Japan, pp. 387–397.
- Kaleta, E. F., Mikami, T., Marschall, H.-J., Heffels, Ursula, Heidenreich, M., und Stiburek, B. (1980): A new herpesvirus isolated from Black Storks (*Ciconia nigra*). Avian Pathology 9, 301–310.
- Kaleta, E. F. (2013): Hausgeflügel, Zier- und Wildvögel. Reptilien. Band II: Tätigkeitsbericht zu Forschungen über

Geflügelkrankheiten. VVB Laufersweiler Verlag, Gießen. ISBN: 978-3-8359-5995-8.

Kaleta, E. F., and Kummerfeld, N. (2012): Isolation of herpesvirus and Newcastle disease virus from White Storks (*Ciconia ciconia* Linné, 1758) in four rehabilitation centres in Northern Germany during 1983 to 2001 and failure to detect antibodies against avian influenza A viruses of the subtypes H5 and H7 in these birds, in: *Avian Pathology* 41, 383–389.

Krautwald-Junghanns, M.-E., Kaleta, E. F., Marschang, R. E., und Pieper, K. (2000): Untersuchungen zur Diagnostik und Therapie der Papillomatose des aviären Gastrointestinaltraktes, in: *Tierärztliche Praxis (Kleintiere)* 28, 272–278.

Lücker, S., und Kaleta, E. F. (2013): Das Herpesvirus der Taube – Symptome und Ansätze zur Therapie. *Kleintiermedizin*, im Druck.

Marschang, R. E., Milde, K., and Bellavista, M. (2001): Virus isolation and vaccination of Mediterranean tortoises against a chelonid herpesvirus in a chronically infected population in Italy, in: *Deutsche Tierärztliche Wochenschrift* 108, 376–379.

Mathes, K. A., Jacobson, E. R., Blahak, S., Braun, D. R., Schumacher, I. M., and Fertard, B. (2001): Mycoplasma and herpesvirus detection in European terrestrial tortoises in France and Marokko. *Proceedings of the Annual Conference of the Association of Reptilian and Amphibian Veterinarians (ARAV)*, Orlando, Florida, USA, pp. 97–99.

Mundhenk, L., Müller, K., Lierz, M., Lüschow, D., Stahl, T., Müller, H., and Johne, R. (2009): Psittacid herpesvirus DNA in a pancreatic duct carcinoma in a macaw, in: *The Veterinary Record* 164, 306–308.

Pellet, P. E., Davison, A. J., Eberle, R., Ehlers, B., Hayward, G. S., Lacoste, V., Minson, A. C., Nicholas, J., Roizman, B., Studdert, M. J., and Wang, F. (2012): Order Herpesvirales. In: King, A. M. Q., M. J. Adams, E. B. Carstens and E. J. Lefkowitz (eds.). *Virus taxonomy: ninth report of the international committee on taxonomy of viruses*. Elsevier Inc., London, Amsterdam, pp. 99–123.

Teifke, J. P., Löhr, C. V., Marschang, R. E., Osterrieder, N., and Posthaus, H. (2001): Detection of chelonid herpesvirus DNA by nonradio-active in situ hybridization in tissues from tortoises suffering from stomatitis-rhinitis-complex in Europe and North America, in: *Veterinary Pathology* 37, 377–385.

Tornede, C. (2006): Untersuchungen zur Differenzierung von Herpesviren bei Landschildkröten durch Restriktionsendonukleasen, Serumneutralisationstest und PCR. *Veterinärmedizinische Dissertation*, Gießen.

Kontakt:

Prof. Dr. med. vet., Dr. h.c. Erhard F. Kaleta
Klinik für Vögel, Reptilien,
Amphibien und Fische
Fachbereich Veterinärmedizin (FB 10)
Frankfurter Straße 91–93
35392 Gießen
Telefon 0641 99-38448
erhard.f.kaleta@vetmed.uni-giessen.de

Frank Mehring

Karl (Charles) Follen: Zwischen radikalem Revolutionär und demokratischem Reformier

Der Giessener Freiheitskämpfer Karl/Charles Follen (1796–1840) gehört zu den umstrittensten Figuren des politischen Vormärz. Kritiker nennen ihn einen Revolutionär ohne Revolution, warnen vor einem gefährlichen Demagogen und radikalen Burschenschaftler; andere erkennen in ihm den wegweisenden deutsch-amerikanischen Kulturbotschafter und repräsentativen Widerstandskämpfer im amerikanischen Abolitionismus. Dank der Unterstützung der Universität Giessen und der Giessener Hochschulgesellschaft konnte ich 2004 die erste umfassende deutsche Biographie vorlegen, die das Wirken Follens auf beiden Seiten des Atlantiks kritisch beleuchtet (erschieden in der von Peter Moraw, Heiner Schnelling und Eva-Marie Felschow herausgegebenen Gießener Hochschulreihe *Studia Giessensia*). Die Biographie spürte der Frage nach, inwiefern Follens Tätigkeiten als erster Professor für deutsche Literatur an der Harvard-Universität, sein En-

gagement für die Emanzipation der Sklaven und seine Visionen als Prediger als Fortsetzung oder Bruch mit den kulturellen Prägungen seiner Zeit als radikalem Burschenschaftler in Gießen und dem nachfolgenden politischen Kampf im Vormärz gesehen werden kann. Eine ideologisch unverstellte Analyse der Kontinuitäten und Wandlungen in Follens Denken und Wirken auf beiden Seiten des Atlantiks wirft ein neues Licht auf das Leben des deutsch-amerikanischen Freiheitskämpfers. Drei Jahre nach Erscheinen der Biographie folgte eine Auswahl von Follens Schriften aus Deutschland, dem Exil in der Schweiz und seinem Leben in den USA unter dem Titel *Between Natives and Foreigners: Selected Writings of Karl/Charles Follen* (Peter Lang, 2007).

Im März 2014 erscheint meine Habilitationsschrift *The Democratic Gap: Transcultural Confrontations and the Promise of American Democracy* (Winter: Heidelberg, 2014). Darin



Abb. 1: Schilder der Karl-Follen-Strasse nahe des Philosophikum I der Justus-Liebig-Universität in Giessen und der Follen Street nahe der Harvard Law School in Cambridge, USA. (©: Frank Mehring)

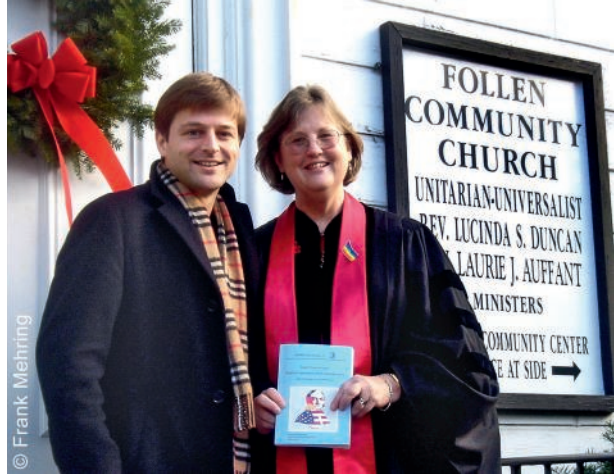


Abb. 2: Die nach Follen benannte Follen Community Church in Lexington, Massachusetts, wo ich 2005 meine Follen-Biographie vorstellte und der Pastorin Lucinda S. Duncan überreichte. (©: Frank Mehring)

geht es um die Frage, wie deutsche Immigranten auf die Diskrepanz zwischen demokratischem Anspruch und Wirklichkeit in den USA reagierten. Dem Giessener Freiheitskämpfer Karl/Charles Follen kommt in der Monographie eine zentrale Rolle zu. Die Arbeit wurde unlängst von der European Association for American Studies als bestes Manuskript der europäischen Amerikanistik mit dem Biennial Rob Kroes Award ausgezeichnet. Beim folgenden Beitrag handelt es sich um eine gekürzte Fassung des zweiten Kapitels.

Unconditional Abolitionism: Charles Follen¹

When young academic hotheads wrote revolutionary pamphlets, composed radical political poetry and distributed manifestos about a future constitution for a unified Germany during the political period known as the *Vormärz*, little did they know about the developments of abolitionism in the United States. Nevertheless, for many of these young freedom fighters the critique of the political establishment, the rhetoric of liberty and the praise for a democratic America served as a basis for their dissent regarding the reality of slavery in the United States. One of the most active and controversial public fig-

ures on both sides of the Atlantic was Charles Follen (1796–1840).

During the first five years after his arrival in the United States in 1825, the former revolutionary leader of the underground organization “the Unconditionalists” [Unbedingte] led a comparatively quiet life, keeping a surprisingly low political profile. What was the reason for this remarkable change? Follen wanted to become a naturalized citizen and to acquire all the rights and privileges of a native-born American. His wife, Eliza Lee Cabot Follen, remembered the feeling of joy, pride, and deep commitment, which he ascribed to the occasion of his naturalization on January 18, 1830. “[Charles Follen] brought me the certificate, that he was an American citizen, with a glow of joy in his face, and declared, that the naturalized foreigner alone had a right to boast of his citizenship, for with him it was choice” (*Works* 1: 267). In a letter to his parents, he described the day of naturalization explicitly as a “festival for me” (*Works* 1: 266).² As a new citizen of the Republic, married to an American woman, who belonged to the elite Cabot family often referred to as the Brahmins of New England, and with a newly born American son, Follen believed he had truly earned the right to say “I am an American” (*Works* 1: 267). Despite this new

sense of belonging and following a series of flights from Germany, France, and Switzerland, he remained spiritually restless.

Follen's case is complex yet prototypical for intellectual immigrants with the political background of the German *Vormärz* of 1848 and who confronted the force field of abolitionism in the Jacksonian Era. This astounding transformation from a quiet immigrant to a daring American reformer who called for unconditional abolitionism occurred around the time of Follen's naturalization. One of the triggering events of this transformation was his conversation with an African American about the death of the African American antislavery activist David Walker. This nexus between achieving Americanness by means of naturalization and Follen's connecting spiritually with the African American cause for the abolition of slavery seems to be essential in order to understand his transition from a radical patriotic revolutionary in Germany into a democratic reformer in the United States.

Charles Follen is one of the most controversial figures in the history of transatlantic cultural exchange and the search for freedom. On the one hand, contemporaries like William Ellery Channing admired his "all-sacrificing devotion to the rights, dignity, and happiness of mankind" (*Works* 3: 243). The poet John Greenleaf Whittier dedicated a poem to him calling him "friend of my soul", praising enthusiastically his "godlike energy of thought" (*Works* 76) after having read Follen's essay "On the Future State of Man". Historians like Albert Faust recognized him as an outstanding cultural ambassador in American academia (*German Element* 216), Henry Pochmann emphasized his influence on the so-called "German mania" among the New England transcendentalists (*German Culture* 116), and literary scholar Ursula Brumm praised him as a pioneer in transatlantic encounters ("Follen" 146), while conservative historians condemned him as an evil demagogue (438). Others denounced him as an anti-modern spirit (Hardtwig 14).³ Marxist historians like Günter Steiger questioned his activities by labeling him a "revolutionary without a revolution", whose promotion of vio-

lence contributed nothing to the rise of Socialism and democracy in Germany (*Urburschenschaft* 186).⁴ The ideological lore of two World Wars has overshadowed the evaluation of his oeuvre. However, by focusing on his transcultural confrontations and the patriotic dissent of German immigrants, Follen moves from the margins to the center of American culture.⁵ His writings on "America" differ from those of Gottfried Duden, Friedrich Gerstäcker, Ludwig de Wette, Prinz Maximilian zu Wied, and Charles Sealsfield. While the latter had his gravestone in the Swiss town of Solothurn inscribed with the phrase "Charles Sealsfield, Bürger von Nord Amerika", Sealsfield had never been a citizen of the United States. In fact, he had a fake American passport to cover up his immigrant identity (Sammons 4).⁶ All of these writers strove to offer an affirmative picture of American freedom to their European audiences. Follen, however, actively participated in American reform movements and identified slavery as a key issue in his self-fashioning into a representative American.

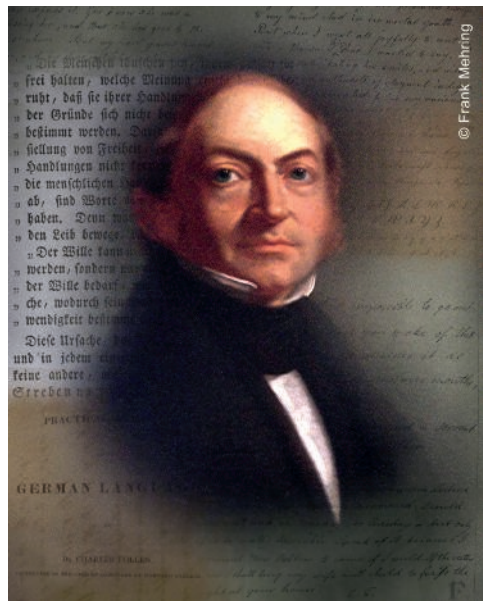


Abb. 3: Portrait of Charles Follen in his 30s. Photo montage with excerpts of his writings and letters by Frank Mehring.

His keen sense of what it means to be an American citizen put him in the spotlight of the early socio-political reform movements, which flourished with the advent of transcendentalist free thinkers such as Bronson Alcott, Ralph Waldo Emerson, Margaret Fuller, Theodore Parker, and Henry David Thoreau. Long before Frederick Douglass posed the question "What to the slave is the 4th of July?", on the day after the celebration of Independence Day in 1852, Follen unmasked the event by pointing out the gross shortcomings and the widespread hypocrisy regarding the issue of slavery and women's rights. His ideas were inspired by the French Revolution, characterized by the rise of nationalism, rooted in philosophical idealism and theological liberalism. These roots propelled him to fight for the abolition of slavery and to call for democratic reforms in the United States. His biographer Edmund Spevack argued that Follen's methods to transform his beliefs into action remained fundamentally the same in Germany, Switzerland, and the United States (3).⁷ This approach is problematic in many ways. Spevack charged Follen with obscuring his identity and hiding his papers and diaries from public view. In his efforts to understand Follen's conduct in the United States, he relied largely on memories of fellow students, friends, foes, as well as court files. My analysis redirects the attention to Follen's writings in order to decode the function of patriotic dissent, his self-fashioning into an American reformer and spokesperson for the African American cause.⁸ How did he translate his concept of moral integrity, his code of honor, and his commitment to the cause of equality from a specific German context to the socio-political sphere of the Jacksonian era? What kind of changes affected his image of "America"? What were the frictions that his bi-national identity caused in his efforts to bring about abolitionist reforms? A comparison with one of the most influential black freedom fighters in the early phase of abolitionism, David Walker, will reveal differences and similarities in argumentation, methods, and concrete reform programs during the transformation from an aristocratic to a democratic society.

Great Expectations: Freedom, Equality, and Fraternity

In the second half of the eighteenth century, new economic relationships, means of transportation, as well as regional and horizontal mobility of upper class citizens in central Europe brought about a different code of cultural community. The traditional markers of collective identity, namely rank, region, and confession had become too narrow. In the wake of universalistic cosmopolitan perspectives offered by such thinkers as Johann Wolfgang von Goethe, Johann Gottfried Herder, Alexander von Humboldt, and Immanuel Kant, patriotism represented a key factor in the evolution of a German identity. As Bernhard Giesen points out, culture acquired an unprecedented importance for Germans. They could not define their national identity along the lines of political unity, as was the case, for example, in France or Great Britain. In response to this lack, various societies [Vereine] emerged. Their activities were dedicated to the establishment of a sense of community, which was unique in the European cultural landscape. Among them were language, patriotic, and music societies. The reading societies [Lesegesellschaften] were among the most influential institutions in the discourse on German nationhood and national identity. The members consisted predominantly of civil servants and professors. When Follen and his brother August Adolf Ludwig established the *Teutsche Gesellschaft* [German Society] in the city of Giessen in 1815, the importance of the German nation and the function of literature had reached a new group of people who were destined to pave the way for future democratic developments: liberal academics and patriotic students.

While publications in Latin reached an all-time low of four percent by the end of the eighteenth century, German language publications and literary magazines like Christoph Martin Wieland's *Teutscher Merkur*, Friedrich Nicolai's *Allgemeine deutsche Bibliothek*, or the Hamburg *Patriot* created a reading public and a new space of communication.⁹ Not surprisingly, the glowing patriot Follen discontinued the use of

his father's Latinized name, Christoph Follenius. During his student years at Giessen University (then called Ludoviciana) between 1813 and 1818, Follen was spurred by the rise of German nationalism, liberalism, and the call for German national unity. Informed by the writings of nationalist agitators like Friedrich Ludwig Jahn and Ernst Moritz Arndt, Follen believed in the unifying ideals of a German ethnic identity, which would form the basis for a new national entity. In early spring of 1814, Follen and his brother August volunteered to fight Napoleon's Grande Armée and to drive it back deep into French territory. The nationalistic heroic poetry of Theodor Körner mythologized the wartime experience of the naïve students. Despite their lack of actual combat experience, the march to Lyon gave Follen and his student companions a sense of national identity and pride, allowing them later to reminisce about their allegedly self-sacrificing fight for freedom. The young generation of freedom fighters, who dedicated their lives to a fictitious German fatherland in the Wars of Liberation, moved away from the enlightened patriotism of earlier generations. Their belief in a unified German nation based on a shared culture and political creed created a bridge over seemingly disparate claims of cosmopolitanism and the uniqueness of one's fatherland. Follen emphasized an extremely strict code of honor. Calling for a quasi-religious dedication to moral responsibilities, he brought a new radical element to German patriotism. "The code of honor," he and his brother August wrote in the "Gießener Ehrenspiegel" [Giessen Code of Honor] of 1816, "shall be the foundation for conditions of equality and justice, which will enable the fraternity to establish itself as a Christian and German, as a free community. And in this process, it shall provide the basis for giving life and power to the spirit of honor among the students" (Follen, *Between* 3).¹⁰ Follen emerged as a leading figure among the influential Giessen Blacks, radical students who wore dark clothes. From this circle, he later recruited the so-called "Unconditionalists" who were willing to sacrifice themselves and who were prepared to commit assassinations for the sake of a German Revolution.

Follen's sense of honor would become crucial for his attitude towards slavery in the United States. At the time, however, the complexity of the American slave system and its impact on cultural dispositions escaped both Follen and transatlantic reporters in German newspapers.¹¹ Instead, German notions of "America" were guided by glorious accounts on historical events such as the American Revolution, circulations of German translations of the Declaration of Independence, the American Constitution, and pictorial narratives of the fight for freedom in the British colonies. The copperplate engravings by Daniel Chodwiecki in *Allgemeines historisches Taschenbuch oder Abriß der merkwürdigsten neuen Welt-Begebenheit* are striking examples.¹² These visual narratives supported the notion of a utopian experiment on the other side of the Atlantic. The German engraving by Carl Guttenberg from 1778 commenting on the Tea-Tax Tempest and the Anglo-American Revolution reveals the construction of the events as a German-English-French projection in the literal sense of the word. The illustration shows Father Time who employs a magic lantern to project a dramatic American scene on a screen. Long before audiences learned about American events and culture via Hollywood movies, the illustration created a political satire using techniques similar to film. The magic lantern is placed on the globe. By supernatural force, four figures representing world opinion can witness the spectacular events across the Atlantic. The scene in front of the screen is as fantastic as the one projected.

The onlookers are not just European. It is striking that an Indian warrior and an African American woman assume positions as outsiders of the events on the American continent. Two white women, one with a lantern (allegorically representing Asia) and a woman with a shield and spear (representing Europe) discuss the struggle for independence. The icons of military engagement in the hands of the European woman, her explanatory gesture pointing at the screen highlight the significance of the Anglo-American Revolution for Europe. The need for militant action to gain independence



Abb. 4: Carl Guttenberg, *Ungewitter entstanden durch die Misslage auf den Thee in Amerika*. Copper engraving, Nürnberg 1778.¹³ (Bildquelle: <http://prometheus.uni-koeln.de/pandora/de/>)

resounded strongly in the minds of freedom fighters in the Wars of Liberation. The image also echoes Thomas Paine's exuberant belief in an "America", where oppressed people could fight for and ultimately would find freedom. At the end of his pamphlet *Common Sense*, written shortly before the *Declaration of Independence* in 1776, he contrasts the "old" with the "new world":

O ye that love mankind! Ye that dare oppose, not only the tyranny, but the tyrant, stand forth! Every spot of the old world is overrun with oppression. Freedom hath been hunted round the globe. Asia and Africa have long expelled her – Europe regards her like a

stranger, and England hath given her warning to depart. O! Receive the fugitive, and prepare in time an asylum for mankind (*Common Sense* 624).¹⁴

The American Declaration of Independence served as a guideline for the "Declaration of the Rights of Man and of the Citizen" during the French Revolution of 1789, which in turn became the ideological basis for democratic movements in Europe, particularly the German Wars of Liberation 1813–15 and the liberal student movement. [...]¹⁵

Contrary to the hopes of the freedom fighters of the Wars of Liberation, the Vienna Congress did not provide the basis for a free German

national republic. Ignoring national and liberal forces, the treaty strengthened reactionary aristocratic forces. During his studies in Giessen, Follen fashioned himself into a leader of the student movement to bring about a democratic revolution in Germany. The use of violence as part of a revolution for the sake of establishing a republic based on democratic principles seemed the only solution to overcome tyrannical oppression. Follen drew heavily on patriotic poetry from Schiller to Theodor Körner. In his propaganda poem *Das Große Lied* (1815), the political radicalism of his elite group "The Unconditionalists" demanded unconditional dedication to the cause of revolution. The people needed to rise against German princes to release themselves from political enslavement. "Brüder, so kann's nicht gehen, / Lasst uns zusammenstehen, / Duldet's nicht mehr! / Freiheit, Dein Baum fault ab, / Jeder am Bettelstab, / Beißt bald ins Hungergrab; / Volk ins Gewehr!" (Follen, *Between* 61). From that time on, "America" functioned as a reference point to press forward with political changes in Germany for many politically active students.

The phase after the Wars of Liberation marks the beginning of European mass emigration to the United States. In Germany, the peace treaty between the United States and Great Britain created a stronger sense of security for emigration and embarking at ports such as Le Havre and Liverpool. In addition, the unfavorable Vienna Peace Treaty and major crop failures in the years 1816–17 started the first major wave of 20,000 emigrants mainly from southwestern Germany.

In 1818, shortly after the Wartburg Fest, Follen and his brother drafted a constitution, which they modeled to a certain degree after the American Constitution.¹⁶ It resembled a German declaration of independence from all aristocratic ties. The basic assumption held that "all Germans are completely equal in their rights" (45).¹⁷ Authority was based on majority vote of all Germans. The legal omnipotence and exclusive power resided with the German people. Follen insisted that all people had access to all court trials. Who were these "Germans" according to Follen? The *Deutsche Bund*

represented a loosely formed confederation or 35 sovereign states and four free cities. The five most important monarchies, which were part of the confederation (Austria, Prussia, Denmark which controlled Holstein and Lauenburg, the Netherlands which controlled Luxembourg, and the English King as King of Hanover), had large territories outside of the *Deutsche Bund*. Follen called for a different kind of unity based on ethnic self-discovery and self-assertion by what he called the German Volk. In the first paragraph of his "Draft of the Constitution for a Future German Empire", he defined Germans as people who have access to a common biological and cultural background, share a common language, history, and religious faith. The borders for such a "Germany" would transcend those of the *Deutsche Bund*: "The German Volk also encompasses people from Switzerland, Alsace, Frisia, etc." (45).¹⁸

The concept behind Follen's "Constitution" was visionary and militaristic in its trajectory. Taking his clues from the student enthusiasm for the Wars of Liberation, Follen outlined a society, which was ready to defend its (future) achievements, namely a unified German nation state based on democratic ideals. Among the echoes of American models were freedom of press and freedom of speech. These issues became even more potent after the assassination of the writer August von Kotzebue by Follen's student Karl Ludwig Sand on March 23, 1819. While Follen considered the king and princes still part of the future German Empire, they became executing agents of the will of the people in their territories. Ultimately, Follen's "Draft of the Constitution for a Future German Empire" (1818) resembled a fantasy rather than a program, which could be applied immediately to the socio-political realities. Germany was far from being a homogeneous culture in terms of language, education, religion, politics, or a sense of national identity. With its political aspirations, however, Follen's draft functioned as a roadmap of the political *Vormärz* and the (failed) Democratic Revolution of 1848/49. Apart from his political aspirations, Follen's revolutionary rhetoric played a crucial role in how he was perceived in Germany which included

the charge of demagoguery and by extension, a threat to public peace. Follen's poetry and reports from student members of the Unconditionalists suggest that he acted as a "ceremonial priest" in midnight masses on German mountaintops and in woods. Following the aestheticization of suicide initiated by Goethe's *Werther* (1774) and Schiller's *Sturm und Drang* dramas such as *Die Räuber* (1781) and *Wilhelm Tell* (1803/04), patriotic poets like Follen reinterpreted romantic suicide for patriotic political purposes. Creating secret fraternities, performing midnight initiation rituals, and reciting patriotic poetry, Follen transferred what the historian Dieter Düding described as the "matrix of German national festivities" (70) to a violent theater of self-sacrifice.¹⁹ Calling for "unconditional commitment" to the cause of the fatherland, Follen manipulated his young student followers to become martyrs for his German Revolution. I have shown elsewhere that Follen's youthful enthusiasm and his radical political program created a critical mass, which gave vent to a dangerous combination of assassination and martyrdom for the cause of a militant revolution among his followers.²⁰ After Kotzebue's assassination, Follen knew that he faced a charge of high treason.²¹ Therefore, he entertained the idea of emigration. His "Memorandum on the Founding of a German-American University" from 1819 offers the first explicit reference to the function of "America" in the process of establishing a German republic. It documents Follen's growing awareness of US-American political power and how it could be harnessed for the German democratic cause. He did not think of himself as a future American, but rather as an exile who would use his democratic liberties to re-organize an army of intellectual German refugees. American democracy functioned foremost as an alternative space for German intellectuals where they could freely express their ideas on democratic reforms towards a united Germany.²² Follen continued to envision himself as a leader of a German Revolution. Therefore, Americanization had to be avoided in order to establish a German-American university. Its ultimate purpose lay outside US borders. Follen's main goal

was to unite all German Americans and immigrants.²³ While Follen conceded that "America" offered a universal model of equality, freedom, and democracy, the cradle of all knowledge and action would still be in Germany. Thus, the memorandum is a striking example of chauvinism. In the guise of democratic commitment, Follen established a patriotic code based on cultural ranks, which would prove to be highly problematic in the history of German idealism and nationalism.

Von Deutschland aber, als dem Mittelpunkt der ganzen neueren Bildung muss auch für Amerika der tiefe geistige Gehalt ausgehen, der allein die Grundlage seines Weltstrebens ausmachen kann. Dies ist der letzte Zweck der in Nordamerika zu gründenden deutschen Bildungsanstalt, wodurch zugleich die große Bestimmung der in Deutschland wurzelnden tiefen und allseitigen Bildung erfüllt werden möchte (Follen, *Between* 82).

Considering these visions of German superiority and his own qualities of leadership, why did Follen abandon German patriotism in favor of acculturation after his arrival in the United States? The first instances regarding a change of heart can be found in the diary, which he wrote during his voyage across the Atlantic in 1824. One of the poems composed in the familiar fashion of emigrant literature, addresses the quest for a better world and a new home. Keywords include "freedom", the "West", and references to a new fatherland. "Hast du mich lieb, o so gib mir die Hand; / Lass uns wandern, lass uns ziehen / Mit der Sonne nach Westen hin; / Dort an des Meeres andrem Strand, / Dort ist der Freiheit, dort der Menschheit Vaterland" (166). Despite his dedication to the German revolutionary cause and the dream of an intellectual German outpost in the United States, the transatlantic voyage marks a turning point in his stance towards "America". Among the first challenges, which he tackled after his arrival in New York, was a six-month sojourn in Philadelphia to learn English. According to his wife, he "declared his wish, immediately after his arrival in Philadelphia, to be made a citizen

of the United States" (*Works* 1: 148). Obviously, Follen's focus of attention had shifted from German culture to American culture. Similar patterns can be found among his student friends from Giessen. His younger brother Paul Follen and Friedrich Münch founded the *Gießener Auswanderungsgesellschaft* [Giessen Emigration Society] in 1833 to establish a German community in the United States following German political ideals.²⁴ At the time, they coordinated emigration procedures with a group of Hessian settlers in 1834; Charles Follen warned them of their idealized conceptions and the reality of slavery in certain territories (*Works* 1: 318–20). Living in the United States called for a readjustment of the German fantasy construction of "America". Changes of political attitudes following their arrival in the United States can also be observed among Follen's allies such as Karl Beck, Franz (Francis) Lieber, or Friedrich Münch. For Follen, being an American meant getting actively involved in making the promise of equality come true.

Foreign Meddlers Between Integration and Dissent

It is no accident that the most powerful visions of what Orm Øverland calls an "open, all-inclusive concept" (52) of American identity have been expressed by cultural outsiders like Jean de Crèvecoeur, Israel Zangwill, and Alexis de Tocqueville.²⁵ At the same time that Tocqueville was struck by the "equality of conditions" he encountered during his travels in the United States in 1831, Charles Follen entered the political arena in the guise of an Emersonian reformer to critically evaluate American democracy. Instead of reporting to the Old World or strengthening the communal sense of German-American immigrants, he engaged actively in shaping the new republic. As a naturalized foreigner, Follen was writing from within the culture of the Jacksonian era. Nevertheless, his imaginary construction of "America" played a crucial role in his efforts make the United States live up to its democratic principles. In his socio-political criticism, problems of cultural clashes and conflicts in German-American encounters become visible.

After his arrival in the United States, Follen altered his plan of using his exile as a vantage point from which he could control and direct his young German revolutionaries recruited earlier. Instead of establishing a German-American university, he moved to Boston in order to teach German and French literature to an enthusiastic group of young American scholars at Harvard. He quickly abandoned political interests regarding a future Germany in favor of creating cultural bridges to his new friends among the New England intelligentsia. In letters, he talked about his happy arrival in the "homeland of freedom".²⁶ On December 19, 1826, he assured his father and stepmother that in the United States with its successful democratic framework there was "no more quiet citizen than I" (Follen, *Between* 427).²⁷ In order to "retain my reputation and place" (Follen, *Works* 1: 163) he set out to leave his mark in the field of education. As early as 1826, he published a *German Reader*, which ran through many editions, the latest appeared in 1857. His *German Grammar* (1828) became a standard work at American universities. These publications and his lectures on German and French literature established Follen as an influential transatlantic mediator for New England transcendentalist thinkers. In his inaugural speech at Harvard University, he presented his personal democratic vistas to Boston's intelligentsia. In teaching foreign literatures he envisaged an act of serving the cause of the United States of America. Follen's work on German and French literature at Harvard reflected the responsibility he envisioned in being an American citizen. Analyzing the concept of freedom in writings of Lessing, Klopstock, Wieland, Herder, Schiller, Richter, Goethe, and Molière meant to Follen creating a dialogue between language, literature, and politics. "New Americans", an expression Goethe used to describe those young aspiring students who went to Germany or followed in the footsteps of his own Italian journey (Long 138), were inspired by Follen's enthusiastic lectures.²⁸ George Bancroft and Ralph Waldo Emerson were among those who carried Follen's *German Grammar* book in their luggage while overseas.²⁹

Academic Year 1826 — 7

DEPARTMENT OF Modern Languages.

German and French.

Instructor, Charles Follen.

3d Term.

Term—beginning, April 19th; ending, July 15th.
 No. of Exercises given by the Instructor, 9, every other day.
 No. of Lectures given by the Instructor, none.
 Hours given daily, on an average, to instruction, 7, every other day.

CLASS.	No. of Divisions or Parts of a Class.	No. of Students in each Class, Division, or Part of a Class.	No. of Students attending required Lectures.	No. of Students attending required Exercises.	No. of Students attending Lectures.	No. of Students attending Exercises.	No. of Exercises given to each Class, Division, or Part of a Class.	No. of Lectures given to each Class, Division, or Part of a Class.	No. of Students present.	No. of Students absent.	No. of Students who attended.	Time of each Lecture.	No. of Students examined at each Exercise.	Time of each Examination.	Exercises omitted and afterwards recited.	Time spent in hearing them.	No. of Absences Extra.	No. of Absences not excused.	REMARKS.
Thirty Students one 3							36					1 hour							The exercises at German & French were formed according to the arrangement of the students, and as changes were being the terms. A number of absences have not been recorded, because the exercises were printed by volunteer. It seems to be desirable that the volunteers should multiply the exercises to meet the increased duty.
Undergraduates German Juniors	first 4		2				36					1 hour							
German Juniors	second 10		2				36					1 hour							
Apolomonians one 11			12				36					1 hour							
French Seniors	first 9		7				36					1 hour							
French Juniors	second 8		2				36					1 hour							
French Juniors	first 12		8				36					1 hour							
French Juniors	second 10		10				36					1 hour							
French Juniors	third 11		9				36					1 hour							

Harvard University, September 25th, 1827.

Charles Follen, Instructor.

By 1835, Follen hosted the aspiring young scholar from Concord, Ralph Waldo Emerson, at his home in Watertown and read his early lectures.³¹ In a letter to Emerson, Follen sought out a meeting with the man who would become the leading spokesperson of the transcendentalist movement. "I return the lecture you kindly lent me with hearty thanks for the high intellectual and spiritual enjoyment you have given me. It is strong additional inducement to me to seek a more direct and frequent intercourse with you" (Follen, *Between* 433).³²

The elimination of hierarchies, which Follen experienced during his fight for a democratic revolution in the early phase of the German political *Vormärz*, called for a new agenda in Follen's activities. His short-term goals included understanding his new socio-cultural environment, learning the English language, forming new alliances, and finding work to financially support himself. At Harvard University, where his efforts had earned him a position as the first professor of German literature, Follen saw his calling in serving his new homeland as an ambassador of German philosophy and literature. It was not before his naturalization that Follen responded to the challenge of transforming himself into a public persona. [...] ³³

Follen's contacts to leading New England intellectuals and his prominent position at one of the esteemed American universities turned him into a public figure of considerable influence. What Emerson described as the third essential resource for the new American scholar was by 1834 still underdeveloped: concrete action. With his antislavery activities, speeches, and publications, Follen drew attention to himself as a public intellectual. He gained recognition as a defender of democracy. This in turn triggered a process of misrecognition. Ostracized as a "foreign meddler" (Follen, *Works* 1: 342), Follen's life unfolded under the conflicting banners of integration and dissent. In the early phase of his abolitionist activities, his criticism of the conservative New England establishment and the Southern slave owners resulted in a growing sense of self-esteem. His statements became increasingly self-assured, daring, and

provocative. However, during the process of radicalization of the Follen persona, his status as a naturalized immigrant came under scrutiny. The first instance of harsh criticism of his activism and reference to his national background occurred in response to his speech "Address to the People of the United States on the Subject of Slavery" at the New England Anti-Slavery Convention in Boston on May 27–29, 1834. Follen reworked his speech into a petition, which he sent to every member in Congress and to influential representatives in the South. A series of warnings ensued. His position at Harvard was put in question should he continue his abolitionist activities. One senator returned his copy to Follen, including critical annotations of which the most problematic one read: "A foreigner should recollect the protection afforded him by the institutions of this country, when he undertakes to cast a firebrand among the people, by which they may be destroyed" (Follen, *Works* 1: 629). At the same time, one of the Boston newspapers featured a "gross attack" on Follen, denouncing him in vulgar terms (343). His national background played a crucial role in the debate about the meaning of equality in a democratic society.

While Follen fashioned himself in ever more celebratory terms into a model American, the press used his public persona as a striking example of a dangerous attack on the American state initiated by so-called "foreigners". Besides Follen, the English immigrant George Thompson and the English writer Harriet Martineau became the butt of attacks in the press. In order to reinstate Follen's honor, William Lloyd Garrison came to his rescue in an article in *The Liberator* in 1834 urging: "We wish we had more such foreigners among us" (*Works* 1: 441). *Nolens volens*, Garrison played into the hands of Follen's critics by employing the term "foreigner" instead of devaluing the criticism by emphasizing his status as an American citizen. Other prominent personalities among Follen's friends such as Ellery Channing, Lydia Maria Child, and Theodore Parker supported him enthusiastically. The example of his close friend and fellow-abolitionist Samuel May highlights

a dilemma, emphasizing Follen's Americanness by referring to his European background. Even his friends failed to differentiate between Follen's past and his new democratic commitment as an American citizen. Often his former nationality served as an explanation to counterbalance the argument of conservative critics by simply turning it upside down. When Follen defended the right of American citizens of free speech at the State House of Massachusetts before a committee of five, May described his performance by conflating aristocratic and democratic societies.

[Follen's] conduct on that memorable occasion commanded your admiration. It was worthy of himself. Standing before that committee, he evinced the same calm, invincible spirit of resistance to wrong that had animated him when he withstood, at Basle, the demands of the Allied Sovereigns of Europe. In both cases it was principle that he contended for. In both it was the violation of principle that he chiefly dreaded (Follen, *Works* 1: 402).

Follen could not escape his German past. According to May, his personal conviction, his sense of dignity, and understanding of democratic duties brought him in conflict with aristocratic representatives of Europe in a similar way as politicians of the Massachusetts Legislature. May suggested that Follen faced tyranny on both sides of the Atlantic. Although Follen denied the validity of such a transatlantic confrontation, the comparison stuck and resounded long after his death. In her *Autobiography* (1877), Harriet Martineau turned him into a modern Jan Hus as depicted in the paintings by Karl Friedrich Lessing – a visual narrative of resistance, which had a seminal influence in the United States.

The image of self-sacrifice might also stem from Follen's German radical poetry. For example, in *Das Große Lied* he argued that a revolutionary elite needed to prepare for the ultimate sacrifice on the altar of freedom drawing analogies to the New Testament: "You shall become Christ" (Follen, *Between* 62).³⁴ However,

this conception no longer applied to his political creed in the United States. Martineau continued to memorize Follen along the lines of self-sacrifice emphasizing the sacrificial metaphor of spilling one's lifeblood.

Dr. Follen, the patriot hero of Germany, the student, the poet, the philosopher, the victim of the Holy Alliance, the Christian teacher, the American abolitionist, and the victim of American despotism. [...] He was one of those rare great spirits that find no alternative at the call of a great cause but obedience. He was the only European exile of that vintage who declined to prosper as an American by flattering the nation's sin –, so rare is the virtue that can pour out of its lifeblood twice. While suffering proscription from the land of his birth, he identified himself with Garrison among the earliest, and suffered, with the rest, a fresh proscription from the land of his love and his adoption (Martineau, *Autobiography* 2: 279).³⁵

The general reception of Follen's biography in the United States marked him as a transatlantic victim. Most of the statements over-accentuated his status as a martyr of European history and graced his activism with religious overtones of Christ-like images. Idealized accounts like those of Albert Bernhard Faust in *The German Element in the United States*, who argued that "the man who had become an exile for the sake of liberty in Germany was destined to play a part also in the struggle for the liberty of mankind" (1: 216), neglected the dramatic changes in Follen's transatlantic encounters. Many biographical narratives suggest that in democratic and aristocratic contexts the fight for freedom was similar. After having earned the right to proudly say, "I am an American", the means of political action, however, were decidedly different from the violent agenda formulated in Germany. As part of the committee to counterbalance charges against the danger of abolitionist societies in Massachusetts, Follen emphasized that he had resided in the United States for eleven years and had earned his citizenship six years ago. He then proceeded

to praise the spirit of American democracy as perceived from a European standpoint.

The principles on which the anti-slavery societies are founded are the same, which brought me to this country, and without the enjoyment of which I could not wish to remain in it. The principles of freedom, and, especially, the right of free discussion, are secured to the citizens in the Constitution and laws of the country (Follen, *Works* 1: 393).

Follen never grew tired of emphasizing the difference between Europe and the United States. The "Speech before the Anti-Slavery Society", which he held at the annual meeting of the Massachusetts Antislavery Society on January 20, 1836, represents one of the most remarkable documents of abolitionism revealing patterns of conflicts in German-American encounters. Follen responded to the problems of first generation immigrants and their claim to being fully Americanized.³⁶ Follen linked the controversy of his national belonging to the situation of African Americans and women. He even charged the members of the antislavery society with hypocrisy and prejudice when they denied colored people access to their meetings. He identified this circumstance as an effrontery, which played into the hands of Southern slave owners. His second resolution specifically addressed the charges against himself and the status of a "foreigner". He proclaimed that "foreigners and citizens have the same duties and the same rights" (287). Follen presents himself as an American patriot who embodies the great vision of the Founding Fathers and before them the Puritan Pilgrims to "build a city upon the hill". [...] ³⁷

Follen's patriotism arose from his vision of the United States as a country where citizens shared the rights of freedom assured by the Declaration of Independence. The evocation of this document re-enacts the dissent of Thomas Jefferson and the 51 signing members regarding Old World tyranny and oppression. By pointing out the gross shortcomings of his fellow-Americans, Follen fashioned himself into a figure ready to lead the United States back on

its original democratic course. The final sentence of his patriotic testimony repeats the solemn cause of what it meant to be an American. "The Declaration of Independence, so far as those in bonds are concerned, is a dead letter; and we must not rest from our labors until it is raised from the dead" (Follen, *Between* 291). Follen's performance did not resemble the resistance of a German patriot hero against tyranny but the insistence of the Founding Fathers on independence, freedom, and equality.³⁸

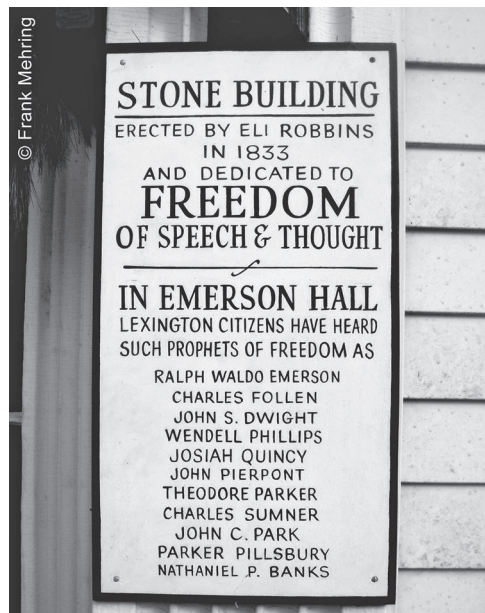


Abb. 6: Dedication plate to fighters for "Freedom of Speech and Thought" in Emerson Hall, Lexington, MA, including Charles Follen. Photo: Frank Mehring.

Anmerkungen:

¹ Excerpt from the second chapter of *The Democratic Gap: Transcultural Confrontations of German Immigrants and the Promise of American Democracy* (59–97). The excerpt reprinted here begins on page 59 and on page 85. Additional passages that have been left out for reasons of space are indicated in the text. Some footnotes with extensive references to additional secondary literature have also been deleted for reasons of space.

² Follen's wife Eliza Lee Cabot Follen edited his writings and published a memoir shortly after her husband's death. See Charles Follen, *The Works of Charles Follen with a Memoir of His Life*, 5 vols., ed. Eliza Lee Cabot Follen (Boston: Hilliard, Gray, 1841).

³ William Ellery Channing. *Works*. 6 vols. (Boston: American Unitarian Association, 1913); John Greenleaf Whittier, *Complete Poetical Works of John Greenleaf Whittier*. (Boston: Houghton Mifflin, 1881); Albert B. Faust, *The German Element in the United States*. 2 vols. (Boston: National German Alliance, 1909); Henry A. Pochmann, *German Culture in America: Philosophical and Literary Influences, 1600–1900* (Madison: University of Wisconsin Press, 1957); Wolfgang Hardtwig, *Vormärz: Der monarchische Staat und das Bürgertum* (München: Deutscher Taschenbuchverlag, 1985); Günter Steiger, *Urburschenschaft und Wartburgfest: Aufbruch nach Deutschland*. Second Enlarged Edition (Jena and Berlin: Urania-Verlag, 1991).

⁴ Shortly after Follen's death, William Ellery Channing published a comprehensive biographical essay entitled *A Discourse on the Life and Character of the Rev. Charles Follen, L. L. D. who perished, Jan. 13, 1840* (Boston: Henry L. Devereux, 1840). Other friends on both sides of the Atlantic provided their own narratives of Follen's life. Among them are the New England abolitionists Samuel Joseph May, *A Discourse on the Life and Character of the Rev. Dr. Follen* (Boston: H.L. Devereux, 1840) and the German revolutionary Karl Buchner, "Dr. Karl Follen: Mit Benutzung von noch ungedruckten Briefen desselben aus Amerika in die Heimath", *Der Freihafen* 4 (Altona, 1841): 71–6. In 1841, Eliza Lee Cabot Follen published the collected writings of her husband including a 500-page memoir in the first volume: *The Works of Charles Follen with a Memoir of His Life*, 5 vols., ed. Eliza Lee Cabot Follen (Boston: Hilliard, Gray, 1841). Other biographical publications include: Theodore Parker, "Life and Character of Dr. Follen", *The Dial* (January 1843): 343–62; Friedrich Münch, "Das Leben von Dr. Karl Follen", *Gesammelte Schriften* (St. Louis: Witter, 1902) 39–91; George Washington Spindler, *Karl Follen: A Biographical Study* (Chicago: Chicago University Press, 1917); Hermann Haupt, "Zum Gedächtnis Karl Follens", *Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois*, ed. Julius Goebel (Chicago: University of Chicago Press, 1924) 7–55; Julia Wüst, "Karl Follen: Seine Ideenwelt und ihre Wirklichkeit", *Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins* 33 (1936): 5–139.

⁵ Edmund Spevack was among the first scholars to devote a revisionist study to Follen's life in his biography *Charles Follen's Search for Nationality and Freedom: Germany and America 1796–1840* (Cambridge: Harvard University Press, 1997).

⁶ Jeffrey L. Sammons, *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1998).

⁷ Edmund Spevack, *Charles Follen's Search for Nationality and Freedom: Germany and America 1796–1840* (Cambridge: Harvard University Press, 1997).

⁸ In the following, I will refer to texts I edited under the title *Between Natives and Foreigners: Selected Writings of Karl/Charles Follen (1796–1840)* in the series *New Directions in German-American Studies* (New York: Peter Lang, 2007).

⁹ For further information cf. Bernhard Giesen, *Die Intellektuellen und die Nation: Eine deutsche Achsenzeit* (Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1993) 120–22.

¹⁰ English translation by F. Mehring. Follen wrote the influential comprehensive pamphlet in 1816. It is considered one of the founding documents of a unified association of German students and introduced a new *Code of Honor* to the Gießen student fraternity. [...] It appeared first under the title *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sammtschulen seit den Freiheitskriegen 1813* by Karl Follen in 1818. For further information on the publication history see Mehring, *Between* 439.

¹¹ See Volker Depkat, *Amerikabilder in politischen Diskursen: Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1998) 371.

¹² The complete title reads *Allgemeines historisches Taschenbuch oder Abridg der merkwürdigsten neuen Welt-Begebenheit enthaltend für 1784 die Geschichte der Revolution von Nord-Amerika* (Berlin: C.M. Sprengel, 1784). See Adams 38.

¹³ The English title reads "The Tea-Tax Tempest, or the Anglo-American Revolution".

¹⁴ Paine, Thomas. *Common Sense*. Alexandria: TheCapitol.Net, 2009.

¹⁵ Passages from page 67–69 have been left out in this excerpt.

¹⁶ The "Grundzüge für eine künftige deutsche Reichsverfassung" ["Draft of the Constitution for a Future German Empire"] was a collaboration of Charles Follen and his brother August.

¹⁷ "§ 4: Alle Deutschen sind einander an Rechten vollkommen gleich. Vorrechte kommen überall nirgends vor. Ihr Recht und Gesetz entsteht durch gleiche Abstimmung aller nach Mehrzahl." English translation by F. Mehring.

¹⁸ "§ 1 Teutsche sind ein Volk, d.h. mit gleichen Anlagen des Geistes und Leibes begabte Menschen; dazu kommen: gleiche Sprache, gleiche geschichtliche Erinnerungen, gleicher Glaube; zum deutschen Volke gehören auch: Schweizer, Elsässer, Friesen etc." English translation by F. Mehring.

¹⁹ Dieter Düding, "Das Deutsche Nationalfest von 1814: Matrix der Deutschen Nationalfeste im 19. Jahrhundert", *Öffentliche Festkultur: Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg*, eds. Dieter Düding, Peter Friedemann, and Paul Münch (Hamburg: Rowohlt, 1988) 67–88.

²⁰ For a detailed analysis regarding the effect of Follen's conception of suicide, self-sacrifice, and assassination on the radicalization of students in the political Vormärz see my article "Sterben! Was heißt das? Der jugendliche Freitod im politischen Vormärz", *Jugend im Vormärz*, eds. Detlev Kopp and Michael Vogt (Bielefeld: Aisthesis, 2007) 65–88.

²¹ Follen's role in the assassination of August von Kotzebue has been debated ever since. See e.g. Frank Mehring, "August von Kotzebue: Mannheim, 23. März 1819", *Politische Morde: Vom Altertum bis zur Gegenwart*, ed. Michael Sommer (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005) 157–64.

²² This perspective differs from the many travel accounts by German authors in the decades to come. As Manfred Durzak explains in an idealized fashion, "America" represented not only an alternative to the miserable situations at home but also a sign of hope in political terms (60). Follen, however, initially hoped for a better political future in Germany.

²³ See in particular Follen, *Between* 81.

²⁴ See Paul Follen and Friedrich Münch, *Aufforderung und Erklärung in Betreff einer Auswanderung im Großen aus Teutschland in die nordamerikanischen Freistaaten*. (Giessen, 1833).

²⁵ Orm Øverland, "From Melting Pot to Copper Kettles: Assimilation and Norwegian-American Literature", *Multilingual America: Transnationalism, Ethnicity, and the Languages of American Literature*, ed. Werner Sollors (New York, London: New York University Press, 1998) 50–63.

²⁶ Follen's letter to his parents and siblings dated Philadelphia, 13 Jan. 1825. Published in Karl Buchner, "Dr. Karl Follen".

²⁷ "Daher gibt es auch in diesem Land, wo das Gesetz allein herrscht, keinen ruhigeren Untertan, als mich." English translation by F. Mehring. Follen's letter to his parents and sisters, dated 12/19/1826. The English translation provided Eliza Lee Cabot Follen in her memoirs (*Works* 1: 164–69).

²⁸ Orié William Long, *Literary Pioneers: Early American Explorers of European Culture* (Cambridge: Harvard University Press, 1935).

²⁹ Together with the publication of Anne Louise Germaine de Staël's seminal study *De l'Allemagne* (1813), Follen's activities at Harvard contributed to a cultural phenomenon in New England which the American transcendentalist Theodore Parker once labeled a "German epidemic" (Parker 1841, 315), others referred to the spreading interest in German literature and philosophy as a "German mania". See Frank Mehring, "American German Mania: Kritische Anmerkungen zur Goethe-Kontroverse aus deutsch-amerikanischer Perspektive 1815–1850", *Goethe im Vormärz*, eds. Detlev Kopp and Hans-Martin Kruckis (Bielefeld: Aisthesis, 2004) 171–202.

³⁰ The chart shows that Follen worked with his *German Reader* and lectured on literary works such as Edgeworth's *Mademoiselle Panache*, Goethe's *Faust*, Molière's *L'Avare ou l'École du mensonge*, and Schiller's *Die Räuber*.

³¹ For the correspondence of 1835, see Follen, *Between* 433. The letters reprinted here are addressed to "Rev. R. W. Emerson".

³² The manuscript that Follen talks about might be Emerson's early draft of Emerson's first seminal publication *Nature* (1836).

³³ Passages from page 78–80 have been left out in this excerpt.

³⁴ "Ein Christus sollst du werden." English translation by F. Mehring. In another part of the poem the theme of martyrdom is explicitly directed at the Unconditionalists. "Und die Todbrüder treten zum Altar hin, / Zu empfahn in heil'ger Entflammung, / Was uns Heil bringt, oder Verdammung. / Mit dem König der Märtyrer / Ein Blut und ein Sinn, / So nehmen die Märtyrerweihe sie hin, / Und weih'n sich der ew'gen Erbarmung / Mit Opfergesang und Umarmung" (63).

³⁵ Harriet Martineau, *Autobiography with Memorials by Maria Weston Chapman*, 3 vols. (Boston: Houghton Mifflin, 1877). For similar accounts cf. William Ellery Channing, "Discourse" and "A Sketch of the Life of Dr. Follen", *Christian Examiner* (March, 1840): 68–87 and 87–8; Theodore Parker, "Life and Character of Dr. Follen", *The Dial* (January 1843): 343–62; Karl Buchner, "Dr. Karl Follen".

³⁶ The abolitionist Samuel May considered the speech as one of the bravest remarks on the issue of slavery. "There was not a word, not a tone, not a look of compromise in it. He met our opponents at the very points were some of our friends thought us deserving of blame, and he manfully maintained every inch of our ground" (255–56).

³⁷ Passages from page 83–84 have been left out in this excerpt.

³⁸ This excerpt ends on page 84 in *The Democratic Gap*. It is followed by a sub-chapter on "Revolution and Reform: Charles Follen and David Walker".

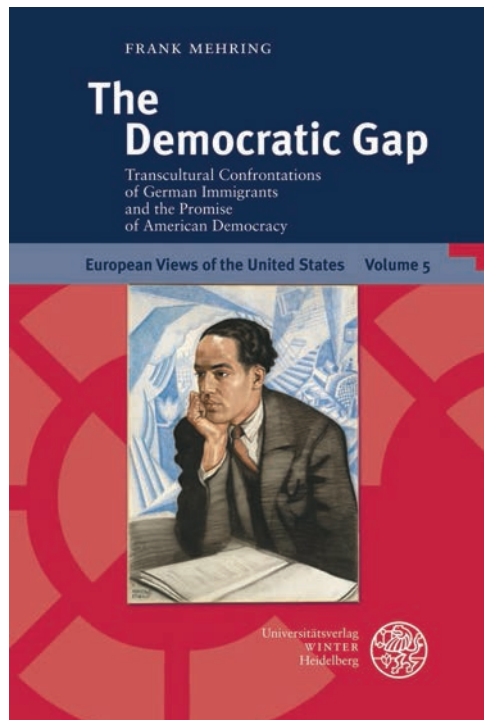


Abb. 7: Cover of Frank Mehring's new monograph *The Democratic Gap* (Winter, 2014) which features to complete chapter on Charles Follen.

III. Fächer, Forscher, Perspektiven



Yasar Sarikaya

Ein historischer Schritt an der JLU Gießen

Die Einführung der Islamischen Theologie und ihrer Didaktik

An der JLU Gießen gibt es seit dem Sommersemester 2011 ein neues Fach. Nachdem man fast über zwei Jahrzehnte lang diskutiert hat, wie man Muslime in die deutsche Gesellschaft eingliedern kann, wurde nun ein wichtiger Schritt in Richtung Gleichberechtigung aller Religionen unternommen. Neben dem bereits in den Lehrplänen verankerten katholischen und evangelischen Religionsunterricht gibt es mittlerweile auch das entsprechende Äquivalent für muslimische Schülerinnen und Schüler: den bekenntnisorientierten Islamischen Religionsunterricht. Um die dafür notwendigen Lehrkräfte auszubilden, wurde an der JLU Gießen die Professur für Islamische Theologie und ihre Didaktik eingerichtet. Dieser neue Fachbereich konnte schon in den ersten zwei Jahren über 80 Studierende gewinnen. Für das laufende Schuljahr konnten bereits durch Fortbildungen an der Universität Gießen Lehrkräfte bereitgestellt werden. Die nächste Kohorte kann ihren Dienst bereits im kommenden Jahr antreten.

Der Hintergrund

Mit der Einrichtung von Lehrstühlen für islamisch-theologische Studien und islamische Religionspädagogik an deutschen Universitäten wurde in jüngster Zeit ein neues Kapitel sowohl in der islamischen als auch in der europäischen Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte aufgeschlagen. Auch wenn die jetzigen Zentren und Institute sich vorwiegend dem praktischen Bedarf an Lehrerinnen und Lehrern für den islamischen Religionsunterricht widmen, bilden sie eine Grundlage für die Entwicklung eines selbständigen, kritisch-reflektierenden, dialogorientierten Selbstverständnisses vom Islam im europäischen Kontext. Das BMBF hat Gießen als Standort für eine von zwei Professuren für Isla-



Prof. Dr. Yasar Sarikaya

mische Religionspädagogik in Hessen ausgewählt, was einen signifikanten Zuwachs an Studierenden und Mitarbeitern im Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften mit sich bringt. Damit zieht die JLU Gießen – insbesondere, nachdem im Dezember 2012 die politische Entscheidung für die Einführung des bekenntnisorientierten Islamischen Religionsunterrichts an hessischen Schulen gefallen ist – zunehmend die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich.

Standort Gießen

Die Professur für Islamische Theologie und ihre Didaktik an der JLU Gießen, eingerichtet zum Wintersemester 2011/2012, Kooperationspartner des Zentrums für Islamische Studien der Goethe-Universität Frankfurt, bietet seit dem Sommersemester 2012 als jüngster Standort den grundständigen Lehramtsstudiengang für Grundschulen mit dem Unterrichtsfach „Islamische Religion/Ethik mit dem Schwerpunkt Is-

lam“ an. In drei Modulen setzen sich die Studierenden mit zentralen Fragen sowohl fachwissenschaftlicher als auch religionspädagogischer Art auseinander. Hierzu gehören theologische Grundlagen und Hauptquellen des Islams, Glaubenspraxis in Vergangenheit und Gegenwart sowie islamische Religionspädagogik und Fachdidaktik. In einem sich anschließenden Praxissemester, dem vierten Modul, erwerben die Studierenden erste Unterrichtserfahrungen.

Des Weiteren bietet die Professur in Kooperation mit dem Hessischen Kultusministerium seit 2013 Weiterbildungskurse für bereits im Schuldienst befindliche Lehrkräfte an. Die Kurse orientieren sich am Curriculum des grundständigen Studiengangs und stellen die Erstversorgung von Schulen mit qualifizierten Lehrerinnen und Lehrern für die Erteilung des neu eingeführten Islamischen Religionsunterrichts sicher. Bereits nach kurzer Zeit lassen sich erste Erfolge verzeichnen. Die beteiligten Lehrkräfte berichten über eine ausgesprochen positive Resonanz seitens der muslimischen Schülerinnen und Schülern sowie deren Eltern. Auch die Medien begleiten bereits seit Beginn der Weiterbildungsphase und seit der Einführung des Unterrichts die Entwicklung in Hessen mit großem Interesse. Kurzinterviews mit einigen Lehrerinnen und Lehrern, Berichte über Unterrichtsbesuche bis hin zu einem Fernsehbeitrag eines privaten Fernsehsenders sind Facetten dieses medialen Interesses. Darüber hinaus wurde dem Kurs sogar internationale Aufmerksamkeit zuteil. Ein Team der BBC stattete einer Lehrerin einen Unterrichtsbesuch ab und selbst die renommierte „New York Times“ berichtete in ihrer Ausgabe vom 7. Januar 2014 in einem längeren Beitrag über den Islamischen Religionsunterricht in Hessen.

Die Professur

Prof. Dr. Yasar Sarikaya, seit Dezember Inhaber der Professur, leistete bereits in seiner Lehrstuhlvertretung seit dem Wintersemester 2011/2012 die substanzielle Aufbau- und Grundlagenarbeit.

Er deckt mit seinem breit gefächerten akademischen und beruflichen Werdegang alle fach-

lich und pädagogisch relevanten Bereiche ab. So studierte er an der Universität Ankara Islamische Theologie. In einem Zweitstudium absolvierte er an der Ruhr-Universität Bochum die Fächer Orientalistik, Islamwissenschaft und Pädagogik. Parallel zu seiner Tätigkeit als Lehrer für Islamkunde in Duisburg und Paderborn promovierte Sarikaya 2004 an der Ruhr-Universität Bochum. 2010 habilitierte er im Fach Religionspädagogik in Istanbul.

Nicht nur durch seine an verschiedenen Universitäten erworbene Erfahrung in der Hochschullehre, sondern auch in seiner Funktion als Schulbuchgutachter für das Land NRW für das Fach Islamkunde sowie als Moderator des Zertifizierungskurses „Islamkunde in deutscher Sprache“ in Nordrhein-Westfalen gilt Prof. Dr. Sarikaya als ausgewiesener Experte auf seinem Gebiet. Im Wintersemester 2011/2012 übernahm er die Vertretungsprofessur für Islamische Theologie und ihre Didaktik an der JLU Gießen. In dieser Funktion konzipierte er den grundständigen Studiengang und baute das Lehrangebot auf. Im Wintersemester 2013/2014 erfolgte die Berufung zum ordentlichen Professor für Islamische Theologie und ihre Didaktik. Zu Sarikayas Forschungsschwerpunkten zählen Islamische Religionspädagogik und Fachdidaktik, islamische Bildungs- und Ideengeschichte sowie die Prophetenbiographie und die Prophetenüberlieferung.¹ Die Publikationen spiegeln sein theologisches und religionspädagogisches Forschungsprofil. So arbeitet er daran, Definitionen, Aspekte, Kriterien und Konzepte religionspädagogischer Theorien und Methoden für den Islamischen Religionsunterricht in deutscher Sprache zu entwickeln und zu etablieren. Dabei verfolgt Prof. Dr. Sarikaya eine interdisziplinäre, kontextuelle, pluralistische und dialogorientierte Leitlinie mit interreligiösen und interkulturellen Bezügen. Im konstruktiven und fruchtbaren Austausch mit einschlägigen Zentren und Disziplinen, insbesondere der Islamwissenschaft und der christlichen Religionspädagogik, sieht er gute Chancen, das eigene Fach innovatorisch weiterzuentwickeln. Bisher wurden interdisziplinäre Lehrangebote des Faches in Kooperation mit den Fächern Osteuropäische Geschichte, Katho-

lische Theologie und Soziologie entwickelt und durchgeführt.

Dialogorientiertheit wird, so Sarikaya, ein weiteres Profil bildendes Merkmal der Professur sein. Interreligiöse und interkulturelle Inhalte und Kompetenzen sind wichtiger Bestandteil des Studiengangs Islamische Religion L1. Durch diese kooperative Ausrichtung und den damit einhergehenden Wissensaustausch sollen die Studierenden bzw. die zukünftigen Lehrkräfte befähigt werden, ihre Schülerinnen und Schüler bei der Ausbildung eines positiven Selbstkonzepts zu unterstützen und ihre eigene Religionsmündigkeit zu entwickeln.

Daher ist es ihm ein besonderes Anliegen, durch die Berücksichtigung der in Deutschland verbreiteten (inner-)religiösen und ethnischen Heterogenität sowohl im Islamverständnis als auch in den gesellschaftlichen Werten zur Entwicklung einer pluralistischen islamischen Religionspädagogik beizutragen.

Perspektiven

Das neue Fach bietet Potenzial für vertiefte wissenschaftliche Studien. Geplant ist die Ausweitung des Faches durch die Entwicklung von Lehrangeboten für den Masterstudiengang „Religion – Medialität – Kultur“ und für den Lehramtsstudiengang „Ethik L 2“. Weitere Schritte sehen die Einführung eines Bachelor- und Master-Studiengangs vor. Zusätzlich soll qualifizierten Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern die Möglichkeit zur Promotion gegeben werden. Die Intensivierung der Kooperation mit anderen Fächern im FB 04 ist ebenso geplant wie die interdisziplinäre Öffnung des Faches in der Lehre und die Einbindung ausländischer visiting scholars. Hierzu gehört auch die Einwerbung von international renommierten Experten für Lehraufträge und Kurse an der JLU Gießen. Daneben sollen zur Vertiefung der Ausbildung der Studierenden Exkursionen und besondere, zumeist den Bereich der islamischen Ästhetik betreffende Kurse (islamische Kalligraphie, Kunst, Musik, Koranrezitation etc.) angeboten werden.

Mit diesem Fachprofil und diesen Aktivitäten eröffnet sich die Chance, Gießen zu einem zen-

tralen Standort für die Islamische Religionspädagogik in Deutschland und darüber hinaus zu machen. Dabei sind neben der Anbindung und Vernetzung des Fachs im FB 04 auch eine enge Zusammenarbeit und ein reger Austausch mit einschlägigen Zentren, Instituten und Forschungseinrichtungen innerhalb und außerhalb Deutschlands von großer Bedeutung.

Die Internationalisierung erfolgt sowohl auf der europäischen Ebene durch ERASMUS-Vereinbarungen als auch darüber hinaus durch Kooperationsabkommen mit einzelnen Instituten. Eine erste ERASMUS-Vereinbarung wurde im Frühjahr 2013 mit der Osmangazi Universität in Eskisehir getroffen. Daneben fanden bereits erste Vorgespräche mit der Theologischen Fakultät der Istanbuler Marmara Universität statt. Seit zwei Jahren gibt es enge Kontakte mit der Universität Wien. Ziel ist es, in den nächsten Jahren die Anzahl der internationalen Partner zu erhöhen.

Zur nationalen und internationalen Etablierung des Standortes tragen auch die vielfältigen wissenschaftlichen Aktivitäten der Professur bei. Namhafte europäische Fachvertreter nahmen in der Vergangenheit im Rahmen von Vortragsreihen, Gastvorträgen und einem Workshop Stellung zu aktuellen Fragen und Herausforderungen der Islamischen Religionspädagogik. Für das kommende Sommersemester ist beispielsweise die Durchführung einer Ringvorlesung zu „Theorien und Methoden des Lernens und Lehrens im Islam“ geplant. Hinzu kommt die Veranstaltung eines Workshops zu „Ästhetik und Islam“ sowie die Organisation nationaler und internationaler Fachtagungen, Symposien und Kolloquien. Abgerundet werden diese wissenschaftlichen Aktivitäten durch weitere Publikationen, Herausgabe von Sammelbänden sowie die Durchführung von Forschungsprojekten.

Mit ihrer Expertise leistet die Professur einen konstruktiven Beitrag zu gesellschaftlich relevanten Themen über den rein akademischen Rahmen hinaus. In diesem Zusammenhang hält Sarikaya den Wissenstransfer für eines der zentralen Arbeitsfelder der Professur. Von dem zentralen Standort Gießen sollen Impulse für die Entwicklung eines modernen selbstkritischen Is-

Islamverständnis und religiöser Mündigkeit ausgehen. Nicht zuletzt will die Professur mit aktiver Öffentlichkeitsarbeit zur Versachlichung der Islamdebatte in der Gesellschaft beitragen.

Anmerkungen:

¹ Beispielhaft seien an dieser Stelle folgende Werke und Artikel genannt:

- Entwicklung der modernen Islamischen Religionspädagogik in der Türkei im 20. Jahrhundert (mit Bülent Ucar). Hamburg 2009.
- Hadithe für den Islamunterricht. Hückelhoven 2011.
- „Genese eines neuen Typs islamischer Theologie in Deutschland“, in: Hikma – Zeitschrift für Islamische Theologie und Religionspädagogik 1/2010. S. 32–44.

– „Wege zu einer Islamischen Religionspädagogik in Deutschland“, in: Bülent Ucar/Martina Blasberg-Kuhnke/Arnulf von Scheliha (Hg.), Religionen in der Schule und die Bedeutung des Islamischen Religionsunterrichts. Osnabrück 2010. S. 191–200.

Kontakt:

Prof. Dr. Yasar Sarikaya
Justus-Liebig-Universität Gießen
Islamische Theologie und ihre Didaktik
Otto-Behagel-Straße 10 E
D-35394 Gießen



Ulrike Weckel

Verstehen wollen und erzählen können: Fachjournalistik Geschichte an der JLU

Das Studienfach Fachjournalistik Geschichte gibt es in Deutschland ausschließlich am Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität in Gießen. Da wird oft gemutmaßt oder nachgefragt, was es mit diesem Fach mit dem etwas sperrigen Namen denn eigentlich auf sich habe. Seit die Fachjournalistik Geschichte 1984 an der JLU begründet wurde, haben die für das Fach jeweils Verantwortlichen die Frage mit durchaus unterschiedlicher Akzentsetzung beantwortet. Es gibt Gestaltungsspielräume, wie ein sinnvolles Curriculum aussehen kann, die Universität hat sich verändert, Medien und Journalismus wandeln sich derzeit grundlegend, und die am Lehrstuhl Tätigen bringen immer ihre je eigenen Vorstellungen, Kompetenzen und Kontakte zur journalistischen Praxis ein. Zum Sommersemester 2013 habe ich die Professur für Fachjournalistik Geschichte – Geschichte in Medien und Öffentlichkeit übernommen. Gern komme ich der Aufforderung des Herausgebers der *Gießener Universitätsblätter* nach, hier einmal das Studienfach, seine bisherige Entwicklung und seine Entwicklungsmöglichkeiten aus meiner Sicht zu erläutern. Es würde mich freuen, wenn mein Bericht als Einladung zum Mitdenken und Mitdiskutieren gelesen würde, denn es gibt wie gesagt Gestaltungsspielräume, die sich am besten mit Hilfe von Anregungen und Kritik sowie durch bedachtsames Experimentieren ausloten lassen. Journalismus und Geschichtswissenschaft verbindet vieles. Nicht wenige journalistisch Tätige haben einmal Geschichte studiert, und das leuchtet ein. Wer sich wie sie dafür interessiert, was Menschen bewegt, welche Wünsche und Ängste sie umtreiben, welche Interessen sie verfolgen, worüber sie mit anderen Menschen oder mit der Staatsmacht in Konflikte geraten, was Gesellschaften zusammenhält und Nationen gegeneinander aufbringt, wie Spannungen

ausgetragen und beigelegt werden, wer also menschliches Zusammenleben beobachten, verstehen und es für andere beschreiben und analysieren will, der tut gut daran, nichts für selbstverständlich zu halten. Ein Weg, das eigene Denken in Alternativen zu schulen, ist ein geschichtswissenschaftliches Studium. Die Vergangenheit bietet ein unbegrenztes Reservoir, sich über verschiedenste Varianten menschlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Handelns zu informieren. Etliches davon wird einem – hoffentlich – auf den ersten Blick unverständlich erscheinen. Denn gerade das Nicht-Vertraute, Rätselhafte, scheinbar Widersinnige regt dazu an, genauer hinzuschauen und Fragen zu stellen, die einem so vorher noch nicht in den Sinn gekommen waren. Umgekehrt interessieren sich Historikerinnen und Historiker, deren Alltagsgeschäft es ist, durch klug gestellte Fragen historische Quellen gleichsam neu zum Sprechen zu bringen, um herauszufinden, wie Gesellschaft und Kultur, Politik und Wirtschaft in der Vergangenheit funktioniert haben, in aller Regel auch für das Weltgeschehen ihrer Gegenwart. Schließlich gewinnen sie ihre Fragen an historische Gesellschaften wesentlich aus Problemen, die sie und ihre Zeitgenossen aktuell beschäftigen. Sie deuten Vergangenes, ob sie wollen oder nicht, vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen, und viele erhoffen sich von ihren historischen Einsichten zugleich ein profunderes Verständnis gegenwärtiger Herausforderungen, wenn nicht gar Lehren für die Gestaltung der Zukunft. In einem solchen Interesse treffen sich HistorikerInnen und JournalistInnen.

Das Studienfach Fachjournalistik Geschichte

Die gegenseitige Affinität von Journalismus und Geschichtswissenschaft ist der Ausgangs-

punkt für das universitäre Studienfach Fachjournalistik Geschichte. Es ist aus gutem Grund im Historischem Institut angesiedelt und versteht sich nicht wie übliche Journalistik-Studiengänge als Teil der Kommunikationswissenschaft. Seit Einführung der modularisierten Studiengänge 2007 ist es als BA-Studienfach konzipiert, das nur in Kombination mit Geschichte oder Osteuropäischer Geschichte studiert werden kann. Fachjournalistik Geschichte ist ein wissenschaftliches Studium mit diversen Bezügen zur journalistischen Praxis, keine praktische Berufsausbildung für den Journalismus. Diese erfolgt weiterhin in aller Regel im Anschluss an ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Fachstudium über Volontariate und Journalistenschulen und kann sich sinnvoll an einen Abschluss in Geschichte und Fachjournalistik Geschichte anschließen, muss es aber nicht. Vielmehr vermittelt das Studium der Fachjournalistik Geschichte grundlegende Kompetenzen, wie sie für diverse künftige Berufsfelder erforderlich und ausgesprochen nützlich sind, darunter auch solche, die SchulabsolventInnen oft noch gar nicht für sich als Option erwogen haben wie etwa die Wissenschaft. Sechs Semester sind eine kurze Zeit, um nach vielen Jahren wohldosierter und sorgfältig aufbereiteter Wissensvermittlung an der Schule die notwendigen Schritte zu selbständigem wissenschaftlichen Arbeiten zu tun und sich darin an der Universität zu üben. Wir würden daher das Studienangebot gerne weiter ausbauen und künftig in der Fachjournalistik Geschichte zusätzlich eine zweijährige Masterphase anbieten. Entsprechende Pläne diskutieren und testen wir gerade.

Die Entwicklung des Fachs

Vor dreißig Jahren wurde die Fachjournalistik Geschichte an der JLU aus der Geschichtsdidaktik heraus entwickelt, zu einer Zeit, in der die Zahl der Lehramtsstudierenden stark zurückging. Der Geschichtsdidaktiker Siegfried Quandt orientierte sich bei der Konzeptualisierung des neuen Studienschwerpunkts an Colleges in den USA, die journalistische Arbeitstechniken in Kombination mit Fachwissen ver-

mittelten. Rückblickend formulierte Quandt sein Ziel folgendermaßen: „Das war der Versuch, eine mittlere Linie zu finden, zwischen einem weitläufigen Allroundjournalismus, dem es an hinlänglichem Sach- und Fachwissen mangelt, und einem uferlosen Wissenschaftsjournalismus, der glaubt, die etwa 200 wissenschaftlichen Fachgebiete überblicken und journalistisch nutzen zu können.“¹ Die im Studienfach Geschichte erworbenen Kenntnisse, so der zentrale Gedanke, sollten exemplarisch als Expertenwissen dienen, um nun in der Fachjournalistik Geschichte dessen mediale Vermittlung an ein breites, nicht-wissenschaftliches Publikum praktisch einzuüben. Quandt knüpfte zu diesem Zweck zahlreiche Kontakte zu Medienunternehmen in der Region und zog Medienpraktiker zu Lehraufträgen heran. In der Lehre dominierte auf diese Weise in den frühen Jahren des Faches die Vermittlung kommunikationswissenschaftlicher Grundlagen und journalistischen Handwerkszeugs. Abgeschlossen wurde das Studium damals mit einem Magisterexamen.

Als 2007 der Historiker Frank Bösch den Lehrstuhl übernahm, richtete er das Curriculum stärker geschichtswissenschaftlich aus und baute in Lehre und Forschung einen mediengeschichtlichen Schwerpunkt auf. Gleichzeitig wurde unter seiner Leitung das bisherige Magisterstudium in ein modularisiertes, auf sechs Semester angelegtes BA-Studienfach umgewandelt. Zentrale Themenfelder in der Lehre sind seitdem die Mediengeschichte von der Erfindung des Buchdrucks bis zum Internet,² die Rolle der Medien und des Journalismus für die Gesellschaftsgeschichte vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart sowie die Geschichtsvermittlung in den Medien. Zu fünf Modulen, in denen die wissenschaftliche Reflexion der Massenmedien – ihrer Entwicklung, Funktionsweisen und immanenten Logiken, Produkte und Wirkungen – im Vordergrund steht, kommen zwei anwendungsbezogene Module hinzu. In praktischen Übungen können Studierende hier unter Anleitung erfahrener Journalistinnen und Journalisten verschiedene journalistische Darstellungsformen kennenlernen und selbst ausprobieren, sich an einem hi-

historischen Krimi oder einer Sozialreportage versuchen, Interviewtechniken erlernen, ein eigenes Radiofeature produzieren, die „Fernsehwerkstatt“ in den Räumen des Offenen Kanals Gießen besuchen und sich dort mit den verschiedenen Arbeitsschritten zur Erstellung eines Magazinbeitrags bekannt machen, fotografieren und Fotos beurteilen lernen, einen Blog erstellen, Bilder- und Tonaufnahmen für das Internet aufbereiten oder sich über medienrechtliche Fragen informieren. Außerdem absolvieren die Studierenden der Fachjournalistik Geschichte ein vier- und ein achtwöchiges Praktikum, eines im Bereich von Print- oder Online-Journalismus, das andere bei Hörfunk oder Fernsehen. Darüber hinaus haben sie die Möglichkeit, auf freiwilliger Basis an dem studentischen Online-Magazin *UNIVERSUM* mitzuarbeiten. Die Lehrenden stehen bei Bedarf für Fragen der Themenfindung und Recherche sowie für eine gelegentliche Blattkritik zur Verfügung, halten sich aus dem Redaktionsgeschäft aber bewusst heraus, damit die Studierenden ihr Magazin eigenständig und selbstverantwortlich gestalten können. Einblicke in aktuelle Entwicklungen in der Medienbranche bieten außerdem Vorträge von PraktikerInnen, Workshops, Redaktionsbesuche und Exkursionen. In ihrem Studium erhalten die Studierenden der Fachjournalistik Geschichte also zum einen eine Einführung in (geschichts-)wissenschaftliches Arbeiten, lernen gründlich (auch außerhalb des Internets) zu recherchieren, sich kritisch mit Fachliteratur und historischen Quellen auseinanderzusetzen und eigene wissenschaftliche Texte zu verfassen. Zum anderen bekommen sie Einsicht in journalistische Arbeit und sammeln darin erste eigene Erfahrungen. Sie haben Gelegenheit, unterschiedliche Arbeitsproben zu erstellen und dabei selbst herauszufinden, welche Arbeiten und welche Medien ihnen mehr liegen als andere, wo sie Stärken haben und wo noch Schwächen.

Gegenwärtiger Stand und Perspektiven

Nach dem einen Jahr, in dem ich dieses in Deutschland einmalige Studienfach nun kennengelernt und zugleich geleitet habe, kann ich

sagen, dass das Konzept sich unbedingt bewährt. Das Angebot kommt denn auch bei StudienanfängerInnen sehr gut an. In den letzten Jahren gab es regelmäßig jährlich etwa sechzig Neueinschreibungen. Etliche Erstsemester kommen wegen dieses Fachs von auswärts an die JLU nach Gießen. Mit nur drei hauptamtlich Lehrenden (einer Professorin, einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin und einer Lehrkraft für besondere Aufgaben) und den Lehrbeauftragten haben die Studierenden zwar keine ganz großen Wahlmöglichkeiten in den einzelnen Modulen, dafür jedoch intensive Betreuung sowie übersichtliche Verhältnisse, in denen sich die meisten nach einer Weile mindestens mit Namen kennen. Verstärkt wird der Zusammenhalt und das Lernen untereinander seit einem Semester zudem dadurch, dass ich Gelder für Tutorien einwerben konnte. Begleitend zur Vorlesung gibt es derzeit Kleingruppen, in denen die TeilnehmerInnen unter Anleitung fortgeschrittener Studierender den Stoff in Diskussionen und anhand eigener Lektüre aufbereiten und vertiefen. Auf diese Weise ist es möglich, auf unterschiedliche Bedürfnisse von Studierenden aus drei Studienjahren zu reagieren, die in den Vorlesungen aufeinandertreffen, und Gruppenzusammenhänge zu stiften, in denen einerseits die Schwächeren Unterstützung erfahren und andererseits ambitionierte Studierende sich gegenseitig fordern und fördern können.

Bald nach meiner Übernahme der Professur haben wir im Arbeitsbereich eine Suche nach den Alumni der Fachjournalistik Geschichte gestartet. Obwohl es über sie keinerlei Namensverzeichnisse gibt, verbreitete sich unser Vorschlag, ein Netzwerk aufzubauen, per Schneeballsystem relativ schnell und traf auf ausgesprochen positive Resonanz. Mittlerweile haben wir die Namen und Adressen von ca. 160 ehemaligen Studierenden der Fachjournalistik Geschichte beisammen, die im Journalismus Fuß gefasst haben; knapp hundert von ihnen kamen zu unserem ersten Alumnitreffen zu Beginn des vergangenen Wintersemesters nach Gießen. Nach einer öffentlichen Auftaktveranstaltung im Rathaus zu dem Versuch der Illustrierten *Stern* vor 30 Jahren, mit vermeintlichen Hitler-Tagebüchern den ganz großen Scoop zu landen, kamen am Folgetag

ehemalige und derzeitige Studierende und Lehrende in unterschiedlichen Runden zum gegenseitigen Kennenlernen, zu Erfahrungsaustausch und diversen Diskussionen zusammen. In großer Einhelligkeit befanden die angereisten Ehemaligen, dass ihre geschichtswissenschaftlichen Studienanteile eine ausgezeichnete Vorbereitung auf ihre journalistische Arbeit gewesen seien, und das, obwohl die wenigsten von ihnen heute im Bereich des klassischen Geschichtsjournalismus arbeiten. Als besonders nützlich schätzten die von uns eingehender Befragten eine solide historische Allgemeinbildung ein, aus der sich Kriterien auch für die Einschätzung gegenwärtiger Entwicklungen gewinnen ließen, Fertigkeiten der Recherche und Qualitätskontrolle, die Ausbildung eines Gespürs für Themen sowie die Schulung von Sprachgefühl durch die Lektüre von Texten aus unterschiedlichen Epochen und gesellschaftlichen Kontexten. Sie bestätigten damit, was uns auch andere eingeladene JournalistInnen sagten, nämlich dass in der Praxis ein abgeschlossenes Studium von „etwas Ordentlichem“, sprich einer klassischen geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplin, ein höheres Ansehen genieße als ein reines Journalistik- oder Publizistik-Studium. Insbesondere diejenigen, die seinerzeit noch einen Magisterabschluss gemacht hatten, aber nicht nur sie, plädierten nachdrücklich für eine Erweiterung der Fachjournalistik Geschichte um eine Masterphase.

Da es dieses Fach sonst nirgendwo gibt, ist niemand von den hier Lehrenden speziell auf das neue Tätigkeitsfeld vorbereitet. So auch ich nicht. Ich möchte im Folgenden kurz skizzieren, womit ich mich vor der Annahme des Rufs an die JLU wissenschaftlich beschäftigt habe, dann an zwei Lehrveranstaltungen beispielhaft vorführen, wie ich meine Kompetenzen in die Fachjournalistik Geschichte einbringe, und abschließend einen Vorschlag für einen neu zu etablierenden Forschungsschwerpunkt machen.

Zwei Forschungsschwerpunkte der Lehrstuhlinhaberin

Ich bin Historikerin. Meine journalistischen Praxiserfahrungen beschränken sich auf einen Job als Studentin in Korrektorat und Herstellungsabtei-

lung der Wochenzeitung *Die Zeit* vor vielen Jahren, wenige Rezensionen für die Presse sowie einige Interviews in Funk und Fernsehen, in denen ich allerdings nicht die Fragende, sondern die Antwortende war. Kurz: Ich rezipiere und analysiere Medienprodukte, an ihrer Herstellung bin ich dagegen bisher bestenfalls sporadisch und ganz am Rande beteiligt gewesen. In meinen beiden wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten habe ich mich mit zwei medialen Gattungen befasst, die verschiedener kaum sein könnten. Und doch gibt es – zumindest für mich – eine Verbindung zwischen beiden Forschungsprojekten.

In der Dissertation ging ich meiner Entdeckung nach, dass es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum eine vergleichsweise große Zahl von Frauenjournalen gab, nämlich mindestens zehn, die selbständig von Frauen herausgegeben wurden. Die Herausgeberinnen rechtfertigten ihr ungewöhnliches öffentliches Auftreten bescheiden damit, ihre Geschlechtsgenossinnen zu deren Nutzen und Vergnügen über ihre „weibliche Bestimmung“ aufklären zu wollen, welche – da stimmten sie dem herrschenden Geschlechterdiskurs ihrer Zeit vollkommen zu – ihnen das Haus als Wirkungskreis anweise. Stützend über dieses Paradox untersuchte ich nun näher, wie die Autorinnen in ihren Texten die „Häuslichkeit“ ausmaßen, was in ihren Augen alles dazu zählte, und wie sie sich durch ihre demonstrative Bescheidenheit neue Handlungsräume als Schriftstellerinnen erschlossen, indem sie eine Kompetenz als Lehrerinnen ihres eigenen Geschlechts beanspruchten, die ihnen Männer schlicht nicht streitig machen konnten. Besonders faszinierte mich dabei, rekonstruieren zu können, wie sich um diese Journale im späten 18. Jahrhundert gleichsam eine weibliche Öffentlichkeit versammelte. Frauen traten nicht nur auf den Subskriptionslisten viel zahlreicher mit ihrem eigenen Namen in Erscheinung als bei nicht geschlechtsspezifisch adressierten Publikationen. Etliche schickten Leserbriefe an die Herausgeberinnen, kommentierten Artikel, baten um Stellungnahme zu ihren Fragen, erhielten Antworten im Blatt gerade dann, wenn die anonyme Einsendung es der Herausgeberin unmöglich machte, sie auf dem Postweg zu er-

reichen, wurden ermuntert, eigene Beiträge zu verfassen, taten dies zum Teil oder fanden sich untereinander zu Abonnentenzirkeln und Leservereinen zusammen. Mit großer Selbstverständlichkeit lasen auch Männer die Frauenjournale, darunter Rezensenten, deren mildes Urteil ganz offenkundig dann unglaublich wurde, wenn sie ihr eigenes Geschlecht und eine Verpflichtung zu Galanterie zum Thema machten. Von der Wendung der Herausgeberinnen an ein weibliches Publikum fühlte sich seinerzeit kein interessierter lesender Mann ausgeschlossen, dagegen wurde manch Rezensent geradezu ätzend in seiner Kritik, wenn Herausgeberinnen – wie in einem Fall geschehen – öffentlich zu mutmaßen wagten, dass ihr Journal auch männlichen Lesern etwas zu bieten habe.³

In meiner Dissertation konnte ich somit erheblich mehr über das Publikum und verschiedene zeitgenössische Lesarten der Frauenjournale herausfinden, als wohlgesonnene Berater des Projekts anfangs für möglich gehalten hatten. Diese Erfahrung brachte mich auf den Gedanken, dass die Rezeption vielleicht auch dann nicht die viel beschworene Black Box bleiben muss, wenn nicht mehr nur eine kleine, überschaubare Bildungselite liest, sondern ein anonymes Massenpublikum liest, Radio hört, ins Kino geht und Fernsehen sieht. Ich machte mich also an entsprechende Fallstudien. Als ich dann allerdings im Archiv feststellte, dass die Alliierten 1945/46 die Reaktionen Deutscher auf ihre Dokumentarfilme über die Befreiung der Konzentrationslager ausgiebig beobachtet und in verschiedensten Formen protokolliert sowie interpretiert hatten, entschied ich, mich auch in der Habilitationsschrift wieder auf eine gründliche Detailstudie zu konzentrieren. Mein Buch *Beschämende Bilder* geht von der These aus, dass die Alliierten mit ihren diversen KZ- oder atrocity-Filmen die Deutschen nicht allein – wie den Rest der Welt – über die ansonsten schwer vorstellbaren Verbrechen des NS-Regimes aufklären, sondern sie zugleich beschämen wollten. Damit verschiebe ich den Fokus von der (schon damals rasch verfahrenen) Frage nach deutscher Schuld auf Fragen nach Scham und Reaktionen auf öffentliche Beschämung, die um den eigenen Anse-

hensverlust in den Augen anderer kreisen. Nach der Vorstellung der Bedingungen, unter denen die Aufnahmen in den gerade befreiten Lagern entstanden, der Bildmotive und der zehn deutlich verschiedenen Filme, die Amerikaner, Sowjets, Briten und Franzosen nach Ende des Krieges gezielt einem deutschen Publikum vorführten, analysiere ich in meiner Studie die überlieferten Reaktionen auf diese Filme in drei verschiedenen Zielgruppen: bei den Angeklagten im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess, unter Kriegsgefangenen in britischem und amerikanischem Gewahrsam sowie von Kinogängern in der amerikanischen Besatzungszone, wo der Film *Die Todesmühlen* flächendeckend für je eine Woche im Frühjahr 1946 gezeigt wurde. Insgesamt erweisen sich die verschiedenen Konstellationen der Filmvorführungen als erheblich komplexer und die überlieferten Reaktionen als weit vielstimmiger, als das die verbreitete These vom Scheitern visueller alliierter Schockpädagogik an den Nachkriegsdeutschen wahrhaben will. Als unbeschämbar erwies sich damals fast niemand: So gut wie niemand hieß angesichts der schockierenden Filmaufnahmen aus den befreiten Lagern die Verbrechen gut oder versuchte sie zu rechtfertigen. Aber mit Scham war offenbar noch nicht viel gewonnen. Sie konnte diverse Formen annehmen und führte eher dazu, dass Beschämte über das für sie so unangenehme Thema nicht sprechen wollten. Aufschlussreich ist hier mithin zum einen, wie unterschiedlich zeitgenössische Beobachter die Reaktionen deuteten, und zum anderen, wie sich bei einigen Filmzuschauern die Einstellung zu dem, was sie ihm Film gesehen hatten, mit der Zeit wandelte. Auf welchen Wegen – so lässt sich hier einmal in Nahsicht studieren – kann es bei Menschen, die sich in Rezeptionsprozessen immer eher in ihren Ansichten bestätigen lassen wollen, zu einem Umdenken kommen?⁴

Lehrveranstaltungen in der Fachjournalistik Geschichte

In den letzten Jahren habe ich als Historikerin nicht nur viel zu dokumentarischen, sondern

auch zu fiktionalen Filmen gearbeitet. In der Zeitschrift *WerkstattGeschichte* betreue ich redaktionell seit langem die Rubrik Filmkritik, in der regelmäßig überwiegend Spielfilme unter für Historiker aufschlussreichen Fragestellungen vorgestellt und analysiert werden. Auch in der Lehre der Fachjournalistik Geschichte arbeite ich gerne mit Filmen, weniger weil auch die Filmarbeit einmal ein potentielles Berufsfeld für AbsolventInnen der Fachjournalistik werden könnte, sondern vor allem deshalb, weil die visuellen Fähigkeiten vieler Studierender bemerkenswert sind und sich unter filmanalytischer Anleitung fruchtbar ausbauen lassen. Zudem kann an jedem Film studiert werden, wie aus einem mehr oder minder aspektreichen, vielschichtigen Themenfeld eine verständlich erzählte, runde Geschichte wird. Solche Reduktionen von Komplexität sind essentiell sowohl für wissenschaftliches als auch für journalistisches Arbeiten und sollten idealerweise reflektiert, in Abwägung verschiedener Alternativen und ihrer Effekte geschehen.

Filmische Geschichtsschreibung

In einem Seminar im vergangenen Sommersemester haben wir uns eine ganze Reihe von Spielfilmen über historische Ereignisse unter dem Aspekt einer genuin filmischen Geschichtsschreibung angesehen. Eins der Beispiele war der Film *Spartakus* aus dem Jahr 1960 mit seiner für den Antikfilm aus Hollywood typischen personalisierenden Zuspitzung auf Aufstieg und Fall eines Helden, klassisch anmutenden Dialog-Sätzen und einer Filmkulisse sowie Kostümen und Requisiten, wie sie Liebhabern des Genres bereits aus früheren Filmen als Zeichen für das antike Rom vertraut waren. Eine ganz andere Form der Geschichtsschreibung betreibt Sergej Eisenstein in dem Stummfilm *Oktober* von 1927 mit seiner suggestiven Montage, durch die der Chef der Übergangsregierung, Alexander Kerenski, als eitler Pfau denunziert und mit Napoleon gleichgesetzt wird. Erst durch Lektüre besser informierter historischer Fachliteratur kann der in russischer Geschichte nicht bewanderte Laie

feststellen, dass die so überzeugend wirkende Bilderbuch-Revolution mit ihren auf das Winterpalais zustürmenden Massen, wehenden Fahnen und überwundenen Barrikaden eine nachträgliche Erfindung war, um einen visuell unspektakulären Staatsstreich in den wirkmächtigen Mythos der „Oktoberrevolution“ zu verwandeln. Und noch einmal ganz anders verfährt Carl Theodor Dreyer 1928 in seiner *Passion der Jungfrau von Orléans*. Durch ein höchst eindringliches Mienenspiel vermittelt die Jeanne d’Arc-Darstellerin hier einem modernen, überwiegend säkularen Publikum eine Vorstellung von religiöser Ekstase, während ihre Richter schon durch unkonventionelle Bildauschnitte, ironische Kamerawinkel und entlarvende Detailansichten ins Unrecht gesetzt sind, bevor sie überhaupt zu ihren Folterwerkzeugen greifen. Neben der arbeitsteiligen Filmanalyse ausgewählter Sequenzen im Plenum übten sich die Studierenden in diesem Seminar im Schreiben kurzer und längerer eigener Filmbesprechungen.

Deutsche „Fräuleins“ und amerikanische GIs

In diesem Sommersemester werde ich experimentieren und mich erstmals selbst zusammen mit den Studierenden an die Produktion eines Fernsehfilms machen. Das Seminar ist möglich durch einen zusätzlichen Lehrauftrag von der Hessischen Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien (LPR), die Kooperation des Offenen Kanals Gießen und vor allem durch den Autor und Fernsehregisseur Thorsten Hinck, der sich bereit erklärt hat, dieses arbeits- und zeitintensive Seminar mit mir gemeinsam durchzuführen. Das Format eines praxisorientierten Hauptseminars für fortgeschrittene Studierende, die bereits eine Übung zur Fernseharbeit absolviert haben und nun nicht irgendein beliebiges, sondern ein gründlich erarbeitetes historisches Thema in einen TV-Beitrag umsetzen, erprobe ich hier in Hinblick auf unsere Pläne für eine Masterphase.

Am Ende des Wintersemesters legten wir mit den TeilnehmerInnen des Seminars fest, dass unser Thema die von der deutschen Bevölke-

nung wie von der amerikanischen Besatzungsmacht kritisch geäußerten und vielfach verunglimpften sexuellen Beziehungen zwischen deutschen „Fräuleins“ und amerikanischen GIs in der unmittelbaren Nachkriegszeit sein soll. In der vorlesungsfreien Zeit haben wir dann zeitgenössische hämische Geschichten und Knittelverse über die „Ami-Liebchen“, warnende Cartoons von „Veronika Dankeschön“ (man beachte ihre Initialen!), interne Schreiben der Besatzungsmacht, Fotos von vielfacher „erotischer Fraternisierung“, Tagebucheinträge und anderes mehr gesucht und dazu wissenschaftliche Erklärungsansätze für die Legende von der „schnellen Kapitulation der deutschen Frau“ gelesen. Das Thema ist gerade für das Fernsehen keineswegs neu, und so werden wir uns demnächst anschauen, wie das Thema von anderen vor uns – etwa beim HR und bei ZDF History – aufbereitet wurde. Ich bin neugierig, ob es uns besser gelingen wird, auf Moralisierung und Trivialisierung zu verzichten und in unserer Filmgeschichte die Vielschichtigkeit der Grauzone aus Gelegenheitsprostitution, Vergnügungshunger, Abenteuerlust, einem Hinwegsetzen über Vorurteile und Feindbilder, sexueller Anziehung und romantischen Gefühlen

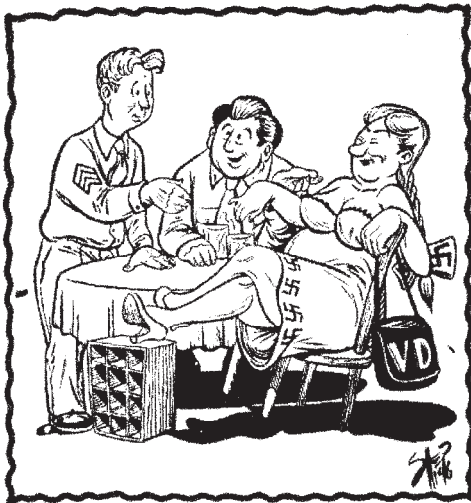


Abb. 1: "Sarge, I'd like to have ya meet the sweetest little gal in Deutschland – Miss Veronica Dankeschön." Cartoon-Serie in der US-Armeezeitung *The Stars and Stripes*, 1944–1946



Abb. 2/3: Das Fraternisierungsverbot der US-Armee ...



... war nicht durchzusetzen.



Abb. 4: "Typical Autobahn Girl technique is to stand along the highway a few miles outside of a large city and solicit rides. She usually carries a small, almost empty suitcase. She lets the soldier know, usually by innuendo, that she is not prude and then begins her request for food, cigarettes and candy." Autobahn-Girl Hitch Hikers threaten to raise VD Rate, in: *The Stars and Stripes*, 12. 7. 1946, S. 8a

zu erhalten. Sollten Ihnen bei dieser Ankündigung Ideen kommen, wer sich von den SeminarteilnehmerInnen als Zeitzeuge interviewen ließe, wären wir dankbar, wenn Sie sich bei uns melden. Der Fernsehfilm wird dann auf dem Sommer-Abschluss-Fest der Fachjournalistik Geschichte am 19. Juli uraufgeführt.

Ein möglicher neuer Forschungsschwerpunkt

Abschließend noch eine Bemerkung über Forschungsperspektiven aus meiner Sicht. Die Fachjournalistik Geschichte war in der Vergangenheit maßgeblich beteiligt an dem DFG-Graduiertenkolleg „Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart“ und dem LOEWE-Schwerpunkt „Kulturtechniken und ihre Medialisierung“. Beide Programme sind mittlerweile ausgelaufen. Gern würde ich zusammen mit Kolleginnen und Kollegen an der JLU ein neues interdisziplinäres Programm zur Graduiertenförderung mit attraktiven Promotionsmöglichkeiten auf den Weg bringen. Aus meiner Sicht würde sich dafür eine qualitative Rezeptionsforschung anbieten, die deutlich über medienwissenschaftliche Wirkungsanalysen hinausgeht. Immer wieder ist zu hören, dass die Frage danach, wie ein zeitgenössisches Publikum auf bestimmte Medien und die über sie vermittelten Inhalte reagierte, selbstverständlich hochinteressant sei, aber leider ja kaum zu beantworten. Letzteres ist nach meiner Erfahrung ein Irrtum. Für die exemplarische Rekonstruktion konkreter – in aller Regel – vielstimmiger Publikumsreaktionen lassen sich sehr wohl diverse Quellen auffinden, im digitalen Zeitalter sogar noch erheblich mehr als für die Jahrzehnte und Jahrhunderte davor. Wie solch heterogenes Material methodisch jeweils sinnvoll zu erschließen wäre, ließe sich am besten in einem fächerübergreifenden Forschungskontext gemeinsam erörtern und ausprobieren. Entsprechende Studien würden in unseren analytischen Blick rücken, was zu einer gegebenen Zeit, an einem gegebenen Ort alles denkmöglich war, welche Lesarten häufiger vorkamen als andere und was neue, veränderte

Sichtweisen begünstigte. Dies wäre ein aussagekräftiges Tableau, intellektuell für meinen Geschmack deutlich weiterführender als die in den letzten 20 Jahren inflationär gewordene Rede vom „kollektiven Gedächtnis“, bei der das Bemühen eines soziologischen Begriffs, der einmal innovativ und weiterführend war, oftmals verhüllt, dass hier per Generalisierung lediglich das bestätigt wird, was man schon immer über eine Gesellschaft zu wissen glaubte.

Kontakt:

Prof. Dr. Ulrike Weckel
Historisches Institut
Fachjournalistik Geschichte
Justus-Liebig-Universität Gießen
Otto-Behaghel-Straße 10, Haus C
Telefon 0641 9928300, Sekr. 0641 9928301

Anmerkungen:

¹ Siegfried Quandt, Das Gießener Modell „Fachjournalismus Geschichte“, in: Deutscher Fachjournalisten-Verband (Hg.), *Fachjournalismus. Expertenwissen professionell vermitteln*, Konstanz 2010, S. 25–30, hier S. 27.

² Aus Böschs Gießener Vorlesungen hervorgegangen ist seine historische Einführung: *Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen*, Frankfurt/New York 2011.

³ Ulrike Weckel, *Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im spätem 18. Jahrhundert und ihr Publikum*, Tübingen 1998.

⁴ Ulrike Weckel, *Beschämende Bilder. Deutsche Reaktionen auf alliierte Dokumentarfilme über befreite Konzentrationslager*, Stuttgart 2012; eine Zusammenfassung der Ergebnisse findet sich in meinem Aufsatz, *Zeichen der Scham. Reaktionen auf alliierte atrocity-Filme im Nachkriegsdeutschland*, in: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung* 23, 2014, S. 3–29, der auch online zugänglich ist.

Bildnachweise:

Abb. 1 aus: *Stars and Stripes, 1944–1946*.

Abb. 2 aus: Earl F. Ziemke, *The U.S. Army in the Occupation of Germany 1944–1946*, Washington DC 1990, S. 323.

Abb. 3 © Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz/Hanns Hubmann

Abb. 4 aus: Kurt Zentner (Hg.), *Aufstieg aus dem Nichts: Deutschland von 1945 bis 1953. Eine Soziographie*, Bd. 2, Köln 1954, S. 58.



Thomas Möbius

Vorstellung der Professur „Germanistische Literaturdidaktik“

Allgemeines Profil der Professur

Die Professur ist einerseits literaturwissenschaftlich, andererseits literaturdidaktisch ausgerichtet: Die **literaturwissenschaftliche** Ausrichtung der Professur betrifft sämtliche Bereiche der klassischen Literaturwissenschaft; hier werden Lehr- und Forschungsleistungen beispielsweise in der Literaturtheorie und der Literaturgeschichte erbracht. Die Professur befasst sich schwerpunktmäßig mit zeitgenössischer Literatur, daneben gilt der Literatur des Mittelalters ein besonderes Interesse. Die Begriffe „Literatur“, „Text“ und „Lesen“ werden dabei in einem weiten Sinne verstanden, das bedeutet, dass als „Literatur“ nicht nur fiktionale, sondern auch expository Textsorten zählen, dass „Texte“ als multimediale ästhetische Konstrukte und nicht nur als Buchstaben auf einem Stück Papier begriffen werden und dass sich „Lesen“ als Prozess des Aufnehmens und Verstehens der zeichenbasierten Bedeutungs- und Sinnangebote solcher mono- oder multimedialer Konstrukte verstehen lässt. Auf der Grundlage des beschriebenen Verständnisses dieser Kernbegriffe wendet sich daher der Blick nicht nur auf die einschlägigen Werke der Weltliteratur, sondern umfasst beispielsweise zudem die Sachliteratur, Hörspiele, Inszenierungen, Filme, Comics sowie Kinder- und Jugendliteratur. Jede Art von „Text“ steht aus diesem Grunde im Zentrum der Aufmerksamkeit, wenn es in der **literaturdidaktischen** Ausrichtung der Professur darum geht, die durch diese Texte ausgelösten Verstehens- und Vermittlungsprozesse wissenschaftlich zu untersuchen.

Konkrete Inhalte in Forschung und Lehre

Die Inhalte in Lehre und Forschung bilden Theorie und Praxis des didaktisch ausgerichte-

ten Umgangs mit deutscher Sprache und Literatur. Studierende werden vertraut gemacht mit unterschiedlichen Akzentsetzungen traditioneller und moderner fachdidaktischer Konzepte. Die Bezugswissenschaft ist die Germanistik, gleichzeitig sind pädagogische, psychologische und soziologische Inhalte mitzudenken. Ziel der Ausbildung ist der Erwerb von Sach- und Entscheidungskompetenz: Studierende sollen didaktisch denken lernen, das heißt, sie sollen Lernpotentiale sprach- und literaturwissenschaftlicher Inhalte ermitteln lernen, sie mit didaktisch-methodischen Konzepten verknüpfen können und die unterrichtliche Realisierung kritisch reflektieren können. Vorrangige Zielsetzung ist die konsequente Professionalisierung der fachdidaktischen Ausbildung, das heißt, dass Studierende in die Lage versetzt werden, unterrichtliches Handeln unter Einschluss aller Bezugswissenschaften professionell zu planen, zu begründen und zu reflektieren.

Die konkreten Lehrinhalte der Literaturdidaktik lassen sich folgendermaßen benennen: Geschichte des Literaturunterrichts; Ziele, Methoden, Inhalte des Literaturunterrichts; didaktische Konzeptionen zum Umgang mit epischen, lyrischen, dramatischen Texten; Didaktik der Kinder- und Jugendliteratur; Sachtexte im Deutschunterricht; Literaturgeschichte und ihre Didaktik, literarisches Lernen, literarisch-ästhetische Bildung, literarische Sozialisation; Planung, Realisierung, Analyse von Literaturunterricht. Darüber hinaus wird eine Medien- didaktik für den Deutschunterricht mit den folgenden Inhalten entwickelt und angeboten: Neue bzw. Multi-Medien im Deutschunterricht; Theorie und Praxis des medienintegrativen Deutschunterrichts; Ästhetik der Rezeption und Produktion audiovisueller und digitaler Medien; mediale Sozialisation; Sprachwandel durch Medien.

Aktuelle Forschungsprojekte und Forschungsvorhaben

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Professur befassen sich mit Forschungsprojekten, die sich folgendermaßen skizzieren lassen:

- **Aufgabenstellungen in integrativen Deutschbüchern** und ihre tatsächliche Nutzung im Unterricht: Im Rahmen einer quantitativen Erhebung wird der Frage nach der Nutzung und der Funktion von Aufgabenstellungen in Deutschbüchern nachgegangen. Zu diesem Zweck wurden im Jahre 2013 Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer an achthundert Schulen in Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg befragt. Die Daten liegen vor und werden momentan ausgewertet.
- **Ältere deutsche Literatur und ihr Beitrag zur Ausbildung von Lesekompetenz:** Im Rahmen einer qualitativ-quantitativen Erhebung werden die Verstehensprozesse untersucht, die beim Lesen von Texten älterer deutscher Literatur ablaufen. Ausgangspunkt ist die Vermutung, dass ältere deutsche Literatur für manche Aspekte des Literarischen Lernens besser geeignet sind als neuhochdeutsche Texte.
- **Mediales und literarisches Lernen mit Tablets und Smartphones:** Digitale Medien erhalten einen immer höheren Stellenwert im Deutschunterricht. Die Diskussion um den tatsächlichen didaktischen Mehrwert hat gerade erst begonnen. Einen Diskussionsbeitrag will die Professur durch die Ausrichtung einer Tagung leisten, die sich mit „Smartphones und Tablets im Deutschunterricht“ befasst und am 11./12. Juli 2014 auf Schloss Rauischholzhausen stattfinden wird (nähere Informationen dazu auf unserer Webseite: <http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb05/germanistik/abliteratur/moebius>).
- **Konzepte zur Förderung des literarischen und medialen Lernens:** Das Projekt ent-

wickelt und testet Bedingungen für erfolgreiche Prozesse des literarischen Lernens mit dem Ziel, Konzepte für individuelle Fördermöglichkeiten zu entwickeln.

Neben diesen Forschungsprojekten existieren Vorarbeiten zu einem Projekt im Rahmen der Beurteilungsforschung: Der Bereich der mündlichen Unterrichtskommunikation macht nach wie vor den größten Anteil am gesamten Unterrichtsprozess aus und ist dennoch vergleichsweise wenig erforscht. Die Professionalisierung von Lehramtsstudierenden verlangt gerade eine Ausbildung in situations- und lernzielangemessenen Gesprächsformen wie fragend-entwickelnden Formen, freien Formen oder mehr oder weniger stark gelenkten innovativen Methoden des literarischen Unterrichtsgesprächs („Sehgespräche“, „Hörgespräche“). Eine adäquate Führung dieser Gespräche setzt eine gewissenhafte Planung voraus, vor allem aber verlangt sie von den Lehrpersonen das Nachvollziehen des Lernprozesses, der durch die mündliche Äußerung erkennbar wird. Das Forschungsinteresse der Professur gilt der Entwicklung solcher empirisch auf ihre didaktische Eignung hin überprüfter Methoden der mündlichen Kommunikation über literarische Texte in unterschiedlichen medialen Formen. Damit verbunden ist die Entwicklung von Kriterien für die Bewertung von mündlich artikuliertem literarischem Verstehen – etwa analog zum Zürcher Textanalyseraster für die Bewertung schriftlicher Formen.

Kontakt:

Prof. Dr. Thomas Möbius
Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Germanistik
Otto-Behaghel-Straße 10B
35394 Gießen
Telefon (+49) (0)641 99-29110, 99-29111 (Sekr.)

IV. Aktuelle Forschungsprojekte



Volker Wissemann, Hans-Peter Ziemek

Die Hermann-Hoffmann-Akademie für junge Forscher an der JLU Gießen

**Ein Praxisfeld für Studierende und ein Ort
der innovativen Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse**

Im November 2013 wurde im ehemaligen Institut für Botanik der JLU in der Senckenbergstraße die „Hermann-Hoffmann-Akademie für junge Forscher“ gegründet.

Mit der Hermann-Hoffmann-Akademie hat die JLU ein Praxisfeld für Studierende und einen ganz besonderen Lernort für junge Forscher eingerichtet. Ein Teil des ehemaligen Institutsgebäudes direkt am Botanischen Garten wurde kindgerecht hergerichtet und beherbergt u.a. einen großen Praktikumsraum, mehrere Seminarräume, einen Aquarien- und Vivarienraum und das „Implantarium“, die Grüne Schule des botanischen Gartens.

Das Land Hessen unterstützte die Einrichtung mit Mitteln aus dem Innovations- und Strukturentwicklungsbudget in Höhe von 1,3 Millionen Euro.

Der Namensgeber

Der Namensgeber der Akademie ist der Botaniker Heinrich Karl Hermann Hoffmann (1819–1891), der fast fünf Jahrzehnte an der Universität in Gießen wirkte und dessen Arbeit weit über die Region hinaus Bekanntheit erlangte. Hoffmann arbeitete und forschte intensiv im Botanischen Garten. Er korrespondierte mit Charles Darwin und wurde in dessen Werken mehrfach zitiert und als Referenz anerkannt. Neben der Pflanzenphysiologie hielt er Vorlesungen zur Speziellen und Allgemeinen Botanik, Kryptogamkunde, Geschichte der Botanik, Pilzkrankheiten bei Mensch, Tier und Pflanzen, Klimatologie, Forstbotanik, Heil- und Giftpflanzen und Evolutionstheorie. Eine bron-



Abb. 1: Das Gebäude der Akademie

(Foto: Hans-Peter Ziemek)



Abb. 2: Porträtfoto Heinrich Karl Hermann Hoffmann
(Foto: aus: v. Denffer 1961)

zene Gedenktafel am Botanischen Institut in der Senckenbergstraße 17 erinnert an Hoffmann.

Vorgeschichte der Gründung der Hermann-Hoffmann-Akademie

Die Idee der Hermann-Hoffmann-Akademie wurde zum Abschluss des Projektes „Stadt der jungen Forscher“ am 28. 5. 2010 während eines Vortrags vom Präsidenten der JLU, Prof. Dr. J. Mukherjee, erstmals genannt. Mit der beabsichtigten Gründung stellte sich die Universität freiwillig ihrer selbst auferlegten Verpflichtung, zukunftsorientiert durch inneruniversitäre Strukturen ihr Leitbild „Human Life and its Resources“ in außeruniversitäre Bildungsarbeit zu übertragen. Somit ist die Akademie ein Beispiel der Verstetigung der Ideen des zeitlich begrenzten Projektes „Stadt der jungen Forscher“.

Ziele der Gründung

An der JLU soll es mit der Akademie für Studierende der Naturwissenschaften ein Angebot geben, um die Weitergabe von Fachinhalten an unterschiedliche Zielgruppen praxisnah erproben zu können. Es geht dabei nicht um einen Ersatz der Schulpraktika. Vielmehr sollen Studierende hier die Möglichkeit erhalten, in Seminaren erlernte Inhalte frühzeitig unter pädagogischer und fachlicher Begleitung an kleine Lerngruppen weitergeben zu können.

Im Jahr 2009 wurde in Zusammenarbeit mit den beiden Instituten für Botanik und Didaktik der Biologie bereits ein Praxisfeld zur Vermittlung botanischer Themen an unterschiedliche Zielgruppen dauerhaft geschaffen, das „Implantarium“, die Grüne Schule des botanischen Gartens. Das inhaltliche Ziel des „Implantariums“ ist es, durch Studierende die Evolution der biologischen Vielfalt im Pflanzenreich an verschiedene Zielgruppen der Öffentlichkeit zu vermitteln. Es werden dabei innovative Konzepte der pädagogischen Arbeit an außerschulischen Lernorten erprobt und evaluiert.

Die direkte Wissensvermittlung von Studierenden an „junge Forscher“ als Teilhabe an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen durch Elemente einer innovativen Fachvermittlung und die Vermittlung der Schlüsselqualifikationen „Kommunikative Fähigkeiten“ und „Fachvermittlung“ wurde dann als Hauptziel der Hermann-Hoffmann-Akademie weiterentwickelt.

Leitbild

Die Biologie, die Leitwissenschaft unserer Zeit, steht vor enormen Herausforderungen hinsichtlich ihrer allgemeinen Akzeptanz und Verständnis in der Öffentlichkeit. Das Wissen über die Komplexität lebenswissenschaftlicher Themen, den Bezug von Umwelt und Mensch sowie der evolutionären Mechanismen, die zur Biodiversität führen, ist lebensnotwendig, um verantwortungsbewusst mit den Ressourcen zu arbeiten, die die Menschheit zum Leben und Überleben benötigt.

Dem Punkt „Human Life and its Resources“ im universitären Leitbild der JLU entsprechend, ver-

steht sich die Hermann-Hoffmann-Akademie als eine zentrale Bildungseinrichtung für Public Life Science. Das außeruniversitäre Ziel ist dabei die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse an interessierte Öffentlichkeiten am Beispiel biologischer Themen und verwandter Felder.

Theoretischer Bezug der Wissensvermittlung an der Hermann-Hoffmann-Akademie

Das an der Akademie angewandte Prinzip der didaktischen Rekonstruktion (Gropengießer/Kattmann 2008) geht von der Annahme aus, dass in Abhängigkeit von der jeweiligen Gruppe, die unterrichtet werden soll, unterschiedliche Ansichtsweisen und innere Befähigungen zum Umgang mit Sachverhalten, z.B. aufgrund des Alters oder der Bildungsstufe, vorliegen. Der zentrale Ausgangspunkt, von dem aus die Wissensvermittlung ansetzt, ist also nicht der zu untersuchende Sachgegenstand oder Prozess, sondern die zu erwartende bzw. mögliche Lernstruktur. In der Spiegelung möglicher Lernstrukturen und Kompetenzen der jeweiligen Gruppe mit dem Versuchsgegenstand oder -ablauf entsteht ein interaktiver, sich permanent rückkoppelnder Lernprozess, bei dem, analog zu einem Koevolutionsprozess, aus dem Wechsel von Lehrer-Schülerperspektive Wissen in immer höherem Maße vermittelt wird, abhängig von der jeweiligen Wissensprädisposition der jeweiligen Schülergruppe.

In diesem reziproken Lernprozess von Studierenden und Schülern wird für die Studierenden als Wissensvermittler selbst Lehren zum Lernprozess. Dies ist eine zentrale Voraussetzung, um im späteren Berufsalltag aus dem Verständnis für die innere Befähigung der jeweiligen Zielgruppe (Schüler) heraus didaktisch anspruchsvolle und realitätsorientierte Wissensvermittlung durchführen zu können.

In Form eines aufeinander abgestimmten und aufbauenden Lehr- und Lernprinzips wird dabei Lernen durch Lehren als eine 3-stufige Bildungskaskade verstanden, mit der Wissensvermittlung bei Schülern und Lehrkompetenz von Studierenden in **einer** Institution miteinander verschränkt werden.

1. Stufe: Weitergabe von Inhalten und Vermittlungsformen an Studierende in der 1. Phase der Lehramtsausbildung, Lehrer/innen in der 2. und 3. Phase der Ausbildung und BSc/MSc-Studierende.

2. Stufe: Vermittlungsarbeit und Gestaltung von Lehr-Lernprozessen mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen in der Schule und bei Lernanlässen außerhalb der Schule (z.B. außerschulischer Lernort Botanischer Garten, Projekte „Urzeit in Gießen entdecken“).

3. Stufe: Weitergabe der Erkenntnisse an weitere interessierte Personen (Eltern, Großeltern, Geschwister, Mitschüler, Freunde etc.), Anstoßen von eigenständig durchgeführten Erkenntnisprozessen.

Die vier Sektionen der Hermann-Hoffmann-Akademie

Die Hermann-Hoffmann-Akademie verfolgt ihr Bildungsziel durch die Strukturierung in vier Sektionen, die im Idealfall komplett bei einer Lerneinheit beteiligt sind. Das zentrale und innovative Element hierbei ist das Konzept des Mentorings. Studierende werden frühzeitig und verantwortlich in ihrer Rolle als Wissens- und Kompetenzvermittler zu Mentoren ihrer Schüler, temporär für die Dauer der Unterrichtseinheit, aber auch längerfristig als konkreter Ansprechpartner (Patenschaft) für eine Schulklasse.

1. Sektion: Erkenntnisgewinnung

Die Sektion Erkenntnisgewinnung umfasst den gesamten Bereich der praktischen Wissensvermittlung. In dieser Sektion werden Konzepte für den Arbeitsplatz für junge Forscher, die sich mit (natur)wissenschaftlichen Themen eigenständig beschäftigen, entwickelt, aufgebaut, erprobt und anschließend eingesetzt.

2. Sektion: Mentoring

Die Sektion Mentoring entwickelt Angebote von zeitlich befristeten Arbeitsgruppen durch Mentoren (Studierende) zu naturwissenschaftlichen Themen, Denkweisen und Methoden.



Abb. 3: Einblick in die Arbeit der Akademie

(Foto: Hans-Peter Ziemek)

Die zeitliche Befristung kann dabei sehr kurz sein (mehrstündiger Kurs) bis hin zu „Patenschaften“ zwischen Mentor und Schulklasse z.B. für ein Schuljahr. Dabei geht die Rolle des Mentors bedeutend über die reine Wissensvermittlung einzelner experimenteller Fragen hinaus, sie ist ganzheitlich im Sinne einer eigenständigen, wenn auch beaufsichtigten, Verantwortung für die Schüler.

3. Sektion: Fachvermittlung

Die Hermann-Hoffmann-Akademie lebt von dem Gedanken, dass es immer relevanter sein wird, zukünftig komplexe Sachverhalte der Lebenswissenschaften, der Evolution des Lebendigen zielgruppenorientiert (Prinzip der didaktischen Rekonstruktion) kompetent zu vermitteln. Neben der reinen Lehrtätigkeit in den Schülerlabors werden studentische Lehrende an der Akademie – z.B. durch die Konzeption und Erstellung wechselnder Ausstellungen, geplant und realisiert durch Jugendliche unter Anleitung der Mentoren und unter Nutzung

der botanischen, zoologischen und paläontologischen Sammlungen der JLU – zu Multiplikatoren. Erfolgreiche Vorstudien im Rahmen der Etablierungsphase der Akademie waren 2009 das Projekt „Jugend schützt unsere Zukunft“ (Planung und Realisierung einer Ausstellung zur Artenvielfalt durch Studierende und Schüler) sowie 2010 die Ausstellung „Erdmittelalter“ und die „Dino-Patrouille“ im Rahmen der Veranstaltung „Dinos in Gießen entdecken“. Dazu kam 2012 die Planung und Durchführung des Projektes „Urzeit in Gießen entdecken“. Mit der Fertigstellung des 2008 konzipierten „Darwinpfads“ 2010 im Botanischen Garten der JLU wurde ein weiteres Element der Fachvermittlung evolutionsbiologischer Themen realisiert, das fester Bestandteil der Ausbildung an der Akademie ist.

4. Sektion: Fortbildung

In der Sektion Fortbildung erfolgt die Weitergabe von Arbeitsergebnissen aus der Akademie heraus an Multiplikatoren der Bildungs-

arbeit, z.B. Lehrer, Erwachsenenbildung etc. Diese Informationsweitergabe erfolgt seit 2009 durch die Durchführung der Fachtage für Lehrerinnen und Lehrer der Region in der Akademie. Ab dem Jahr 2014 sind Lehrerfortbildungen geplant.

Personalausstattung und Finanzierung

Die Hermann-Hoffmann-Akademie wird von den Vertretern der Professur für spezielle Botanik (derzeit Volker Wissemann) und einer der Professuren für Biologiedidaktik (derzeit Hans-Peter Ziemek) geleitet.

Eine Grundausstattung mit technischen und administrativen Personalstellen konnte mit Hilfe des Fachbereichs 08 (Chemie/Biologie) erreicht werden.

Weiterhin stellt der Fachbereich als Träger der Akademie innerhalb der Universität einen Jahresetat zur Verfügung.

Zur Verstärkung und zur nachhaltigen Unterstützung der Arbeit haben im Herbst 2013 Persönlichkeiten der Stadtgesellschaft und Mitglieder der Universität den „Förderverein der Hermann-Hoffmann-Akademie für junge Forscher der Justus-Liebig-Universität Gießen e.V.“ gegründet.

Literatur:

Gropengießer, H., und Kattmann, U.: Fachdidaktik Biologie, 8. Auflage, Köln 2008

von Denffer, D.: Zur Einweihung des neuen Botanischen Instituts, in: Gießener Hochschulblätter 9 (1), 1961, S. 4–8

Kontakt:

Prof. Dr. Volker Wissemann
Institut für Botanik
Heinrich-Buff-Ring 38
Carl-Vogt-Haus, EG, Raum 020
35392 Gießen
Telefon: 0641 99-35170/1,
Fax: 0641 99-35179
volker.wissemann@bot1.bio.uni-giessen.de

Prof. Dr. Hans-Peter Ziemek
Institut für Biologiedidaktik
Karl-Glöckner-Straße 21C
35394 Gießen
Telefon: 0641 99-35500/01,
Fax: 0641 99-35509
hans.p.ziemek@didaktik.bio.uni-giessen.de

Anfragen nimmt das Büro der Hermann-Hoffmann-Akademie entgegen
(Frau Helene Frisch, Telefon: 0641 99-35114, helene.frisch@hha.bio.uni-giessen.de).
www.uni-giessen.de/cms/hha
– JLU-Seite der Hermann-Hoffmann-Akademie
www.hermann-hoffmann-akademie.de
– Seite des Fördervereins der Hermann-Hoffmann-Akademie



Felix Münch

„Haben Sie noch Fragen zu den Öfen?“

Eine Studienfahrt in die NS-Gedenkstätte Hadamar

Im Rahmen der Lehrveranstaltung des Autors mit dem Titel „Erinnerungsdiskurse in der deutschen Gesellschaft“ im Sommersemester 2013 am Institut für Politikwissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen hat am 12. Juli 2013 eine Tagesexkursion in die Gedenkstätte der ehemaligen NS-Tötungsanstalt im mittelhessischen Hadamar stattgefunden. Die Gruppe aus insgesamt 26 TeilnehmerInnen setzte sich im Wesentlichen aus vier verschiedenen Teilgruppen zusammen; (1) Lehramtsstudierende, die das politikwissenschaftliche Seminar besuchten, (2) eine Abordnung von Lehrenden, internationalen Studierenden und MitarbeiterInnen des Instituts für Romanistik um Prof. Dr. Manfred Prinz, (3) interessierte Studierende anderer Fächer der Justus-Liebig-Universität sowie (4) einigen externen Gästen, beispielsweise die Sprecherin der Stolperstein-Koordinierungsgruppe Gießen, Monika Graulich, die auch in dem Verein „Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.“ aktiv ist und wertvolle Beiträge zum Gelingen der Fahrt nach Hadamar leisten konnte.

Vorbereitet wurden die TeilnehmerInnen durch Informationsmaterialien der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ), welche die Fahrt zusammen mit dem Institut für Politikwissenschaft auch finanziell unterstützte, sowie durch die vorangegangene Seminarsitzung mit dem Arbeitstitel „Gedenkstätten und Museen in der deutschen Vergangenheitspädagogik – das Beispiel Hadamar“, in der das Thema¹ zuvor von zwei Studenten aufbereitet und referiert wurde. Exakt 30 Jahre, nachdem eine Gruppe Gießener Studierender die erste Ausstellung in Hadamar erarbeitet hatte² und die Gedenkstätte mit deren Fertigstellung 1983 eröffnet wurde, war die ehemalige NS-Tötungsanstalt wieder im Zentrum eines Projekts an der Universität Gießen,

welches sich mit der Erinnerung an die dort stattgefundenen nationalsozialistischen Verbrechen befasste sowie deren Aufarbeitung thematisierte.

Die Beschäftigung an der Justus-Liebig-Universität mit den Verbrechen in Hadamar ist im Kontext der Gießener Psychatriegeschichte, teilweise unter dem Dach der damaligen Ludwigsuniversität (bis 1945), geradezu eine historische Notwendigkeit, denn „[w]ährend der NS-Diktatur war Gießen ein Zentrum der ‚Erb- und Rassenpflege‘. Kranke wurden zu Studienobjekten rassistischer Forschung, Hunderte Opfer von Zwangssterilisationen – sowie ‚Euthanasie‘-Morden in der Tötungsanstalt Hadamar.“³ Die Universitätsklinik hat sich, so Uta George, ehemalige pädagogische Mitarbeiterin der Gedenkstätte Hadamar, intensiv an den Zwangssterilisationen von psychisch Kranken beteiligt, und bei der Ermordung von Patienten hätte auch die damalige Landesheilanstalt in Gießen willfährig kooperiert: „Die Organisation der ‚Euthanasie‘-Morde [...] geschah unter Mithilfe von Ärzten, Schwestern, Pflegern und Verwaltungsangestellten.“⁴ Darüber hinaus wurde die Landesheilanstalt Gießen 1940 um ein SS-Lazarett erweitert, 1942 wurde eine SS-Sanitäts-Ausbildungskompanie angesiedelt. 1944 etablierte gar das Konzentrationslager Buchenwald ein Außenkommando auf dem Gelände der Heil- und Pflegeanstalt in Gießen.⁵

Euthanasie im Nationalsozialismus⁶

Unter Berufung auf die Lehre von der „Rassenhygiene“ waren Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen während des Nationalsozialismus schon frühzeitig Diskriminierungen und Verfolgungen ausgesetzt. So wurden sie ab Januar 1934 aufgrund des „Ge-

setzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ Zwangssterilisationen unterworfen. Ungefähr 400.000 Menschen erlitten bis Kriegsende dieses Schicksal, ca. 6.000 starben an den Folgen der Operationen. In dem Gesetz wurden Menschen als erbkrank bezeichnet, die tatsächlich oder vermeintlich an einer von insgesamt neun genannten Krankheiten und Behinderungen litten, welche angeblich erblich waren. Die oft willkürlich durchgeführten Zuweisungen solcher Krankheitsformen sind beispielsweise an der Diagnose „angeborener Schwachsinn“ abzulesen, die auch sozial missliebigeres Verhalten als angeblich krankhaftes sowie vererbbares Symptom berücksichtigte. Über 50 Prozent der Zwangssterilisationen wurden mit dieser ideologisch konstruierten „Diagnose“ begründet.

Spätestens im Sommer 1939 war innerhalb der nationalsozialistischen Führung der Entschluss gefasst worden, geistig behinderte und psychisch kranke Menschen als „lebensunwertes Leben“ zu vernichten. Adolf Hitler deckte diesen Entschluss nachträglich durch eine Tötungsermächtigung, die er im Oktober 1939 mit Datum vom 1. September 1939 erteilte. Die in diesem Dokument gewählte euphemistische Terminologie für die „Euthanasie“-Morde, der „Gnadentod“⁷, sollte sich in der Sprache der Täter bis in die Nachkriegsprozesse

und darüber hinaus festsetzen. Eine eigens aufgebaute Verwaltungszentrale hatte ihren Sitz in der Tiergartenstraße 4 in Berlin. Danach erhielt die Mordaktion ihren Namen: „T4-Aktion“. Zunächst wurden die Patienten über kurze Meldebögen erfasst, anschließend entschieden ärztliche Gutachter alleine anhand dieser Meldebögen über deren weiteres Schicksal. Wichtigstes Kriterium war dabei, ob die Patienten noch als Arbeitskräfte einsetzbar waren. Die von den Tätern als „Euthanasie“ (griech. „guter“ bzw. „schöner Tod“) bezeichneten Mordaktionen begannen im Januar 1940 und wurden systematisch geplant und durchgeführt. Graue Busse holten die ausgewählten Patienten aus den Anstalten ab und brachten sie in insgesamt sechs Tötungsanstalten, die von der Berliner „T4“-Zentrale in Bernburg, Brandenburg, Grafeneck, Hadamar, Hartheim (Österreich) und Pirna-Sonnenstein eingerichtet worden waren. Im Rahmen unterschiedlicher „Euthanasie“-Mordaktionen verloren zwischen Herbst 1939 und Kriegsende ca. 300.000 Menschen ihr Leben. Allein im Verlauf der Teilaktion „T4“ wurden von Januar 1940 bis August 1941 in den sechs Tötungsanstalten insgesamt mehr als 70.000 Menschen ermordet. Die Aktion „T4“ endete im August 1941 u. a. nach öffentlichen Protesten der Bischöfe von Münster und Limburg. Unter den Opfern der „Euthanasie“-Morde waren – ähnlich wie bei den Zwangssterilisationen – nicht allein im medizinischen Sinne Kranke, sondern im Allgemeinen „Menschen, die als rassisch, geistig, politisch oder sozial abweichend eingestuft wurden.“⁸

Die Tötungsanstalt Hadamar

Auch die psychiatrische Klinik in Hadamar wurde während der Zeit des Nationalsozialismus im Rahmen der „Aktion T4“ zu einer so-



Abb. 1: Der Sezierraum im Gewölbekeller.

(Foto: Manfred Prinz)

genannten Tötungsanstalt umfunktioniert. 1883 nahm in Hadamar eine Korrigendenanstalt ihren Betrieb auf, aus welcher 1906 die Landesheilanstalt hervorging. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges nutzte die Wehrmacht das Gebäude zunächst als Reservelazarett. Ende 1940 ließ die Berliner „T4“-Zentrale Umbauten in der Landesheilanstalt durchführen, um sie als Tötungsanstalt einzusetzen. Eine Gaskammer, ein Sezierraum und zwei Verbrennungsöfen wurden installiert sowie eine Busgarage erbaut. Graue Busse brachten die Patienten aus den „Zwischenanstalten“ (Andernach, Eichberg, Galkhausen, Herborn, Idstein, Scheuern, Weilmünster, Weinsberg und Wiesloch), in denen sie zunächst für einige Wochen untergebracht waren, weiter nach Hadamar. Für die Patiententransporte aus der Heil- und Pflegeanstalt in Gießen war Weilmünster die zuständige Zwischenanstalt, und am 19. Februar 1941 „trafen erstmals die berüchtigten grauen Omnibusse [...] mit den verhängten Scheiben in Gießen ein. In der Gasmordphase wurden insgesamt 226 Frauen und Männer in fünf Transporten nach Weilmünster abgeholt. Sie wurden alle ausschließlich über diese Zwischenanstalt zu ihrem letzten Bestimmungsort, der Tötungsanstalt Hadamar, gebracht.“⁹

Nach der Ankunft in Hadamar mussten die Patienten in der verschlossenen und blickdichten Busgarage aussteigen und wurden in das Hauptgebäude geführt. Dort hatten sie sich zu entkleiden und einem Arzt vorzustellen. Dieser legte anhand der mitgeschickten Patientenakte eine angeblich natürliche Todesursache für die später auszustellende Sterbeurkunde fest. Anschließend wurden die Patienten von Schwestern und Pflegeern in die im Keller gelegene Gaskammer geführt, in der, als Duschaum getarnt, von Januar bis August 1941 ca. 10.000 Patienten mit Kohlenmonoxyd erstickt

wurden. Ihre Leichen beseitigten die „Brenner“ in den beiden Krematoriumsöfen. Wenig später schickte die Tötungsanstalt den Angehörigen sogenannte Trostbriefe mit gefälschten Angaben zur Todesursache, in denen der angeblich krankheitsbedingte Tod als Erlösung der Leidenden dargestellt wurde.

Der Stopp der Gasmorde im Rahmen der „T4“-Aktion im Sommer 1941 aufgrund des öffentlichen Protests bedeutete allerdings nicht das Ende der „Euthanasie“-Morde, sondern einen Wechsel in Organisation, Tötungsmethode und Verantwortlichkeit. Die Morde wurden nicht mehr zentral von Berlin aus angeordnet, sondern die Länder- und Provinzialverwaltungen erteilten pauschale Tötungsermächtigungen. Auch Selektion und Transport der Opfer in die einzelnen Tötungsanstalten wurden nicht mehr zentral für das gesamte Reich geplant. Der arbeitsteilige und damit auch in der Verantwortung aufgeteilte Massenmord in den Gaskammern wurde durch den individualisierten, vom Täter eigenhändig ausgeführten Mord abgelöst.

Nach dem Ende der „Aktion T4“ und einer Pause von einem Jahr nahm auch die vormalige Landesheilanstalt Hadamar die Funktion einer Tötungsanstalt wieder auf. Als solche war sie eingebunden in die nun anlaufende „zweite Mordphase“, in der vor allem mit überdosier-



Abb. 2: Ehemaliger Standort des Krematoriums, welches nach Ende der Aktion „T4“ rückgebaut wurde. (Foto: Manfred Prinz)

ten Medikamenten, Giftspritzen, gezielter Mangelernährung und vorenthaltener medizinischer Versorgung gemordet wurde. Die Patienten wurden in großen Transporten aus dem gesamten Reichsgebiet nach Mittelhessen gebracht. Von August 1942 bis Kriegsende starben noch einmal ca. 4.500 Menschen in Hadamar, deren Leichen auf dem eigens angelegten Anstaltsfriedhof in Massengräbern verscharrt wurden. Darunter hatten sich u. a. auch Zwangsarbeiter aus Polen und der Sowjetunion sowie Kinder mit einem jüdischen Elternteil befunden. Mit einem eigenen Friedhof sollte verhindert werden, dass die große Anzahl täglicher Bestattungen von Anstaltspatienten auf dem Friedhof der Stadt Hadamar Verdacht erregte. Auf dem Anstaltsfriedhof ruhen ca. 4.000 Tote der Jahre 1942 bis 1945, also der zweiten Mordphase. Sie wurden in über 400 Massengräbern bestattet, welche an der Oberfläche als Einzelgräber angelegt waren.

Die Studienfahrt nach Hadamar

Am Morgen des 12. Juli 2013 begann in Hadamar die Führung über das Gelände und durch die Einrichtung, welche die Studienrätin Frau Birkenfeld (Freiherr-vom-Stein-Schule Hünfelden) vornahm. Im Rahmen des dreistündigen Rundgangs besichtigte die Gruppe aus

Gießen die ehemalige „T4“-Busgarage, die Kellerräume mit der ehemaligen Gaskammer und dem Standort der Krematorien, die Dauer Ausstellung, die sich mit den NS-„Euthanasie“-Verbrechen in der Landesheilanstalt beschäftigt, sowie den Friedhof der Gedenkstätte.

Die Gruppe aus Gießen war bunt gemischt; Studierende aus verschiedenen Ländern und Kontinenten, mit Sinti und Roma oder Schwerbehinderten in der Familie, mit Eltern und Verwandten, die den Krieg erlebt und nicht überlebt hatten. Jeder sprach seine Fragen aus. Dabei spielte auch die Mitverantwortung von Eltern und Großeltern, die in der Regel den Krieg erlebt und vorangetrieben hatten und dem Nationalsozialismus keinen nennenswerten Widerstand entgegengesetzten, eine große Rolle. In diesem Kontext wurde bereits ein Stück weit die abschließende Sitzung des Seminars eine Woche später vorweg genommen, in der das Thema „Das deutsche Selbstbild in Europa – die (inter-)nationalen Kontroversen um den dreiteiligen deutschen Fernsehfilm ‚Unsere Mütter, unsere Väter‘ (2013)“ im Mittelpunkt der Diskussionen stehen sollte.

Insbesondere der Keller der ehemaligen Tötungsanstalt stellte als Originalschauplatz der nationalsozialistischen Massenmorde und der Vernichtung der sterblichen Überreste der Opfer, gepaart mit seiner klaustrophobischen Gefängnisatmosphäre, eine

Stätte äußerster Betroffenheit auf mehreren Ebenen für die Besuchergruppe dar. Im Kontrast dazu stand die sehr sachliche Führung, die die Gruppe nach Minuten der stillen Einkehr und Betroffenheit angesichts der ehemaligen Standorte der Krematorien in die Realität der „Banalität des Bösen“ (Hannah Arendt) im Sinne einer Selbstverständlichkeit der nationalsozialistischen Verbrechen mit der Aussage „Haben Sie noch Fragen zu den Öfen?“ zurückholte.



Abb. 3: Die Gießener Gruppe im Gewölbekeller zwischen Gaskammer und Krematorium. (Foto: Manfred Prinz)

Die 1991 fertig gestellte und seitdem nicht grundlegend überarbeitete Dauerausstellung der Gedenkstätte thematisiert hauptsächlich die NS-„Euthanasie“-Verbrechen vor Ort. Dabei erhielt die Gruppe Zugang zu Opfer- und Täterbiographien, um das Geschehene anhand exemplarischer Geschichten sowie persönlicher Erlebnisse von Zeitzeugen nachzuzeichnen und zu vergegenwärtigen. Darüber hinaus informiert die Ausstellung über die Vorgeschichte der NS-„Euthanasie“-Verbrechen im Kontext der ideologischen Wegbereitung und der Zwangssterilisationen und bietet einen Blick in die Nachkriegsgeschichte, insbesondere in Zusammenhang mit den Nachkriegsprozessen sowie zu den Themen „Wiedergutmachung“ und Gedenken, was die Gießener Gruppe besonders interessierte: Die Repräsentation der Erinnerung an die nationalsozialistischen „Euthanasie“-Verbrechen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bis heute.

Nach dem Krieg fanden im Rahmen der Ereignisse in der Tötungsanstalt Hadamar drei Prozesse¹⁰ statt, um die Morde an den rund 15.000 dort umgekommenen Menschen zu sühnen. Der Kriegsverbrecherprozess vor einem amerikanischen Militärgericht fand 1945 in Wiesbaden statt. Gegenstand der Anklage war ausschließlich der Mord an den mehr als 400 Zwangsarbeitern. In diesem Prozess leugneten die Angeklagten ihre Taten nicht. Die beiden Pfleger Heinrich Ruoff und Karl Willig sowie der Verwaltungsleiter Alfons Klein wurden zum Tode verurteilt. Die Hinrichtungen wurden am 14. März 1946 in Bruchsal vollstreckt. Das restliche Personal erhielt in diesem Kontext langjährige Haftstrafen.

Die Verbrechen an deutschen Opfern sollten allerdings vor deutschen Gerichten verhandelt werden. Die beiden Strafverfahren wegen der Morde an den übrigen Opfern wurden 1947 und 1948 in Frankfurt am Main geführt. Das Gericht stellte in seinen Urteilen fest, dass der Druck zur Teilnahme an den Morden auf die Angeklagten nicht so hoch gewesen sei, wie diese behaupteten. Eine Ablehnung der Beteiligung wäre folglich möglich gewesen, für das Pflegepersonal teilweise sogar eine Versetzung von Hadamar auf eine andere Stelle – eine Tat-

sache, die noch heute in der Dauerausstellung von 1991 gegenteilig dargestellt wird. Die beiden Ärzte, Bodo Gorgass und Adolf Wahlmann, wurden wegen Mordes zum Tode verurteilt. Das Pflegepersonal erhielt Haftstrafen, das Büropersonal wurde freigesprochen.

Während die juristischen Strafprozesse der späten 1940er Jahre im Kontext der Verbrechen in Hadamar sicherlich zu den ernsthaftesten Versuchen der juristischen Aufarbeitung nationalsozialistischer Tötungsverbrechen zählten, gestaltete sich die politische Aufarbeitung in den ersten Nachkriegsjahrzehnten weit schwieriger. Die verfolgten und ermordeten Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen bzw. als solche stigmatisierte gehörten in Deutschland viele Jahre lang zu den vergessenen Opfern der nationalsozialistischen Herrschaft. Die Erinnerung an ihr Leiden wurde oftmals verdrängt, und erst in den 1980er Jahren begannen die systematische Erforschung der Verbrechen und die gezielte Erinnerung an die Opfer. In der Bundesrepublik Deutschland wurden Zwangssterilisationen und „Euthanasie“-Verbrechen viele Jahrzehnte nicht als „typisches NS-Unrecht“ angesehen. Zwangssterilisierte und Angehörige von Ermordeten erhielten deshalb zunächst keine Entschädigung nach dem Bundesentschädigungsgesetz (BEG). Zwangssterilisierte Menschen haben erst seit 1980 einen Anspruch auf eine monatliche Leistung von 100 DM, und im Jahr 2006 wurde der Betrag auf 120 Euro erhöht. Mittlerweile haben auch Angehörige von Ermordeten einmalig ein Anrecht auf eine geringe finanzielle Entschädigung im Rahmen der Härteregelungen des Allgemeinen Kriegsfolgengesetzes. Wer bei der Ermordung der Eltern allerdings älter als 27 Jahre war, erhält auch heute keinerlei Entschädigung.

Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wurde nach dem Krieg regional nur außer Kraft gesetzt und nicht überall aufgehoben. Erst 1994 stufte es der Deutsche Bundestag offiziell als NS-Unrecht ein, 1998 wurden die Beschlüsse der „Erbgesundheitsgerichte“ aufgehoben. 2007 beschloss der Deutsche Bundestag die Ächtung des Gesetzes. Seither gelten die Opfer offiziell als rehabilitiert, und

ihre Leiden werden als rassistische Verfolgung im Sinne des BEG anerkannt.

Anhand der offensichtlich veralteten Dauerausstellung wurden der Besuchergruppe Probleme der Finanzierung von Gedenkstätten vergegenwärtigt, insbesondere wenn es sich um Themenkomplexe in relativer Randlage erinnerungspolitischer Schwerpunkte handelt. So ist das Thema „Euthanasie“ zwar weitgehend in den Gesamtkontext der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik mit einem deutlichen Schwerpunkt auf dem Holocaust integriert, ohne allerdings im Gegensatz zu zentraleren Einrichtungen mit denen für die wissenschaftliche Beschäftigung und deren mediale Vermittlung notwendigen Mittel bedacht zu werden.

Zum Abschluss der Führung begab sich die Gruppe aus Gießen zum Friedhof der Gedenkstätte, auf dem die Erinnerung an die Ermordeten von Hadamar in Form von Denkmälern, Gedenktafeln und eben des Friedhofs thematisiert wurde.¹¹ Für die Opfer der „Euthanasie“-Verbrechen fanden nach Kriegsende zunächst

Gedenkfeiern auf dem Anstaltsfriedhof statt. 1953 wurde ein Relief im Haupteingang der damaligen Landesheilanstalt Hadamar in die Wand eingelassen. Der Text lautet: „Zum Gedächtnis. 1941–1945“. Es war das erste Mahnmal für NS-Euthanasie-Opfer in Deutschland, was allerdings auch damit zusammenhing, dass sich nur zwei der insgesamt sechs NS-Tötungsanstalten auf dem damaligen Territorium der Bundesrepublik Deutschland befanden. 1964 wurde der Anstaltsfriedhof in eine Gedenklandschaft umgewandelt. Die vermeintlichen Einzelgräber wurden eingeebnet, an ihrer Stelle befinden sich heute neun symbolische Grabsteine und eine über sechs Meter hohe Sandsteinstele am Rande einer mit Bäumen und Büschen bepflanzten Rasenfläche. Der Sinnspruch auf der Stele mahnt den Betrachter: „Mensch achte den Menschen“. Die Gedenkansprache zur Einweihung dieses „Ehrenfriedhofs“ am 18. September 1964 hielt der Kirchenpräsident der Evangelischen Landeskirche Hessen-Nassau, Martin Niemöller, selbst ehemaliger Insasse der Konzentrationslager Sachsenhausen und Dachau. 1990 wurde vor dem Hauptgebäude der ehemaligen Landesheilanstalt Hadamar eine Gedenkglocke eingeweiht, die auf Initiative der „Arbeitsgemeinschaft Bund der ‚Euthanasie‘-Geschädigten und Zwangssterilisierten“ errichtet wurde.

Im Anschluss an die Führung fand am Nachmittag eine Sitzung des Seminars in den Räumlichkeiten der Gedenkstätte mit dem Thema „Die Omnipräsenz der Judenvernichtung – die amerikanische Fernsehreihe ‚Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss‘ (USA 1978) und dessen katalytische Wirkung auf die deutschen Holocausterinnerungsdebatten“ statt, der auch die seminar-externen Teilnehmer der Exkursion beiwohnten.

Im Januar 1979 strahlten alle dritten Programme in der Bundesrepublik Deutschland den vierteiligen Fernsehfilm aus. Dabei handelt es sich um eine fiktive Geschichte, in der die nationalsozialistische Judenverfolgung und -vernichtung am Beispiel der Familie Weiss thematisiert wird. Die Ausstrahlung entwickelte sich zu einem der größten Medienereignisse Deutschlands, nachdem bereits die Erstaus-



Abb. 4: Stele auf dem Anstaltsfriedhof mit der Inschrift „Mensch achte den Menschen“. (Foto: Manfred Prinz)

strahlung in den USA im April 1978 Debatten ausgelöst hatte, ob der Film auch in Deutschland gezeigt werden sollte. Schließlich übernahm der WDR den Ankauf der Filmreihe von dem amerikanischen Sender NBC. An den einzelnen Abenden verfolgten zwischen zehn und fünfzehn Millionen Zuschauer die Sendung. Die Filmreihe „Holocaust“ wurde zu einem Medienereignis, das eine ungemein heftige öffentliche Diskussion über die dargestellten Ereignisse initiierte, weshalb sie oft als medien- und erinnerungsgeschichtliche Zäsur bezeichnet wird.¹²

Das Referat verband die regionale Lage des Lernortes Hadamar durch die „Konfrontation mit der nahen Tat“ (Habbo Knoch) – die nicht etwa in weiter Ferne geschah, sondern in unmittelbarer örtlicher Nähe – mit der legendären Fernsehreihe „Holocaust“, die in den späten 1970er Jahren das Thema international auf die Agenda sowie in die Mitte der deutschen Gesellschaft brachte und in der auch das NS-Tötungslager Hadamar eine Rolle spielt. Im ersten Teil des insgesamt vierteiligen Films wird die Jugendliche Anna Weiss, nach einer traumatischen Vergewaltigung unter Schock stehend und verwirrt, nach Hadamar verlegt und dort umgebracht. Im Film werden zwar einige historische Details falsch dargestellt, aber dennoch erlangten durch die dortige Thematisierung die Tötungsanstalt Hadamar und dadurch die NS-„Euthanasie“-Verbrechen internationale Bekanntheit, welche auch in Deutschland oft konstruktiv wirkten: Der Film und die sich anschließenden Diskussionen führten zu den ersten umfassenden Recherchen innerhalb des psychiatrischen Krankenhauses in Hadamar zu dessen Vergangenheit im Nationalsozialismus.¹³

Gedenkstätten sollen in erster Linie als Orte der Erinnerung an die Opfer verstanden werden. Sie sind den Verfolgten, Misshandelten und Ermordeten verpflichtet, deren Leidenserfahrungen sie gegenwärtig halten und weitergeben wollen. Darüber hinaus sollen sie zunehmend auch Lernorte sein. Diesem Selbstverständnis entsprechend sind Studierende, insbesondere zukünftige MultiplikatorInnen, eine wesentliche Zielgruppe der gedenkstätten-

pädagogischen Angebote, auch wenn sich der Bildungsanspruch hauptsächlich an SchülerInnen wendet. Diese sollen erstens Kenntnisse über das historische Geschehen am Ort und über seinen Kontext (Ursachen und Folgen) sowie Wissen über den späteren Umgang mit dieser Vergangenheit erwerben. Zweitens zielt gedenkstättenpädagogische Arbeit darauf ab, bei ihnen Mitgefühl für die Opfer zu entwickeln, um deren Leid nachvollziehen zu können. Drittens geht es um „Lernen aus der Geschichte für die Gegenwart“. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte soll in eine Reflexion eigener Wertmaßstäbe und in ein Bewusstsein für die Bedeutung von Demokratie und Menschenrechten wie auch deren immerwährende Gefährdung münden. Mehr noch: Gedenkstättenpädagogische Arbeit will handlungsorientiert sein, will gesellschaftliche Sensibilität, Eigenverantwortung und entschiedenes Gegenhandeln entwickeln.¹⁴ Insbesondere Sensibilität hat die Besuchergruppe aus Gießen in Hadamar zuweilen vermisst, wofür weiter oben schon Beispiele genannt wurden. Ausgehend von der heutigen Nutzung der ehemaligen „Euthanasie“-Anstalt Hadamar als psychiatrisches Krankenhaus, in der die Gedenkstätte nur in einem Gebäudeteil untergebracht ist, wurde durch die Besuchergruppe aus Gießen auch intensiv die heutige Nutzung dieses historischen Ortes reflektiert. Wird die Vergangenheit ausgeblendet, kann eine angemessene Erinnerung an die Opfer überhaupt gelingen? Wie funktioniert ein psychiatrisches Zentrum, das kürzlich sein 100-jähriges Bestehen „feierte“ und in diesem Zusammenhang mit einer vierjährigen Nutzung als Tötungsanstalt umgehen muss? Welche Gefühle sind mit der Vergangenheit des Ortes verbunden? Sind diese Emotionen präsent oder werden sie verdrängt? In diesem Zusammenhang wurde auch nach der Rolle der Gedenkstätte gefragt, die an die Opfer der „Euthanasie“ erinnert. Lässt sich auf diese die Aufgabe des Erinnerns übertragen, so dass sie eine Art Ausgewogenheit zwischen mörderischer Vergangenheit und Normalität (oder eben Verdrängung) des weitergeführten Klinikbetriebs in der Gegenwart herstellen kann?

Das semesterübergreifende Lehr- und Lernprojekt

Durch die freundliche Unterstützung der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ) in Wiesbaden sowie das Institut für Politikwissenschaft der JLU Gießen war die Exkursion nach Hadamar für alle Beteiligten komplett kostenfrei, aber leider konnte aufgrund der beschränkten Kapazitäten vor Ort nicht allen Interessierten die Teilnahme an der Fahrt ermöglicht werden.

Das Konzept der Tagesexkursion im Kontext des semesterübergreifenden Lehr- und Lernprojekts „Erinnerungsorte und -diskurse in der politischen Bildung“ ist insbesondere auf angehende LehrerInnen sowie Lehrende der Universität zugeschnitten. Im Mittelpunkt der jeweils im Kontext eines Seminars stattfindenden Exkursionen steht das Ziel, zukünftigen und gegenwärtigen MultiplikatorInnen einen Gedenkstättenbesuch zu ermöglichen und diesen damit auch eine Anleitung der pädagogischen Weitergabe von historisch-politischer Bildung am außeruniversitären bzw. -schulischen Lernort an die Hand zu geben.

Seit 2010 läuft das Lehr- und Lernprojekt im Kontext universitärer Lehre und startete im Rahmen des Seminars „Erinnerungsorte von der Ostsee bis zur Krim: Geschichtliche Hintergründe und aktuelle Konflikte“ an der Abteilung für Skandinavistik der Universität Wien mit einer Exkursion zum „Russendenkmal“ auf dem Schwarzenbergplatz (ehem. Stalinplatz) als Ort der sowjetischen Erinnerung an den Sieg im Zweiten Weltkrieg und die „Befreiung“ Österreichs vom Nationalsozialismus. Im Jahr 2011 fand an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald das Seminar „Kampf um die Erinnerung – Polen zwischen Russland und Deutschland“ statt, welches eine Exkursion ins polnische Szczecin (Stettin) umfasste und insbesondere die Themen „doppeltes Katyn“ (1940/2010) sowie Flucht und Vertreibung thematisierte. 2012 entfiel das Projekt aufgrund der Elternzeit des Organisators.

Im Sommersemester 2014 findet das Lehr- und Lernprojekt mit dem Seminar „Gedenkstätten als außerschulische Lernorte politischer Bil-

dung“, angesiedelt in der Didaktik der Sozialwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen, eine Fortsetzung. Diesmal wird der Fokus des Seminars neben Holocaust und Zweitem Weltkrieg auf der kontroversen Erinnerung an die deutsche und europäische Teilung während des Kalten Krieges liegen. Als integraler Bestandteil des Seminars wird am Mittwoch, 16. Juli 2014, eine Tagesexkursion in die Mahn-, Gedenk- und Begegnungsstätte „Point Alpha“ an der ehemaligen innerdeutschen Grenze im hessisch-thüringischen Grenzgebiet durchgeführt. Auch für diese Exkursion ist wieder eine fachbereichsübergreifende Kooperation mit Prof. Dr. Prinz vom Institut für Romanistik ange-dacht.

Anmerkungen:

¹ Eine gute Übersicht zu diesem Spezialthema im Kontext der Gedenkstätte Hadamar sowie der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Gießen bietet Uta George: Psychiatergeschichte der NS-Zeit als Thema in der historisch-politischen Bildung, in: Dies., Herwig Groß, Michael Putzke, Irmtraut Sahmland, Christina Vanja (Hrsg.): Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung. Gießen 2003: Psychosozial-Verlag, S. 475–484.

² Dabei handelte es sich um Peter Chroust, Herwig Groß, Matthias Hamann und Jan Sörensen, die einige Jahre später auch den zugehörigen Ausstellungskatalog herausgeben sollten; Dies. (Hrsg.): „Soll nach Hadamar überführt werden“. Den Opfern der Euthanasiamorde 1939 bis 1945. Gedenkausstellung in Hadamar. Katalog. Frankfurt/Main 1989: Mabuse-Verlag.

³ Kronenberg, Georg: Ärzte und Pfleger halfen willfährig bei der Mordaktion, Frankfurter Rundschau vom 18. 12. 2003.

⁴ Kronenberg, Georg: Ärzte und Pfleger halfen willfährig bei der Mordaktion, Frankfurter Rundschau vom 18. 12. 2003. Vgl. hierzu im Detail Sigrid Oehler-Klein: „[...] als gesunder Mensch kam ich nach Gießen, krank kam ich wieder nach Hause [...]“. Die Durchsetzung des eugenischen Programms der Nationalsozialisten in Gießen – die Psychiatrische Universitätsklinik und das Institut für Erb- und Rassenpflege 1933–1945, in: Uta George, Herwig Groß, Michael Putzke, Irmtraut Sahmland, Christina Vanja (Hrsg.): Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung. Gießen 2003: Psychosozial-Verlag, S. 199–249.

⁵ Vgl. Uta George, Herwig Groß, Michael Putzke: Texttafeln und Kommentare zu den Dokumenten der Ausstellung „Vom Wert des Menschen. Die Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt Gießen von 1911 bis 1945.“, in: Dies., Irmtraut Sahmland, Christina Vanja (Hrsg.): Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung. Gießen 2003: Psychosozial-Verlag, S. 485–547, hier: S. 520–527.

⁶ Der historische Exkurs in den folgenden beiden Kapiteln bezieht sich – sofern nicht anders gekennzeichnet – auf die Darstellungen im Rahmen der Dauerausstellung in Hadamar, der Führung vor Ort sowie auf folgenden Aufsatz: George, Uta: Erinnerung und Gedenken in Hadamar, in: Dies., Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner, Christina Vanja (Hrsg.): Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum. Marburg 2006: Jonas-Verlag, S. 429–442. Der genannte Sammelband kann als Hauptwerk im Kontext des Themas angesehen werden.

⁷ Das Dokument ist u.a. abgedruckt in: Peter Chroust, Herwig Groß, Matthias Hamann und Jan Sörensen (Hrsg.): „Soll nach Hadamar überführt werden“. Den Opfern der Euthanasiemorde 1939 bis 1945. Gedenkausstellung in Hadamar. Katalog. Frankfurt/Main 1989: Mabuse-Verlag, S. 34.

⁸ Peter Chroust, Herwig Groß, Matthias Hamann und Jan Sörensen (Hrsg.): „Soll nach Hadamar überführt werden“. Den Opfern der Euthanasiemorde 1939 bis 1945. Gedenkausstellung in Hadamar. Katalog. Frankfurt/Main 1989: Mabuse-Verlag, S. 5.

⁹ Lilienthal, Georg: Die Rolle der Heil- und Pflegeanstalt Gießen bei den „T4“-Morden, in: Uta George, Herwig Groß, Michael Putzke, Irmtraut Sahmland, Christina Vanja (Hrsg.): Psychiatrie in Gießen. Facetten ihrer Geschichte zwischen Fürsorge und Ausgrenzung, Forschung und Heilung. Gießen 2003: Psychosozial-Verlag, S. 291–302, hier: S. 294f.

¹⁰ Vgl. Meusch, Matthias: Die strafrechtliche Verfolgung der Hadamarer „Euthanasie“-Morde, in: Uta George, Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner, Christina Vanja (Hrsg.): Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum. Marburg 2006: Jonas-Verlag, S. 305–326.

¹¹ Vgl. hierzu George, Uta: Erinnerung und Gedenken in Hadamar, in: Dies., Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner, Christina Vanja (Hrsg.): Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum. Marburg 2006: Jonas-Verlag, S. 429–442.

¹² Vgl. Brandt, Susanne: Wenig Anschauung? Die Ausstrahlung des Film „Holocaust“ im westdeutschen Fernsehen (1978/79), in: Christoph Cornelißen, Lutz Klinkhammer, Wolfgang Schwentker (Hrsg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt/Main 2003: Fischer, S. 257–268.

¹³ George, Uta: Erinnerung und Gedenken in Hadamar, in: Dies., Georg Lilienthal, Volker Roelcke, Peter Sandner, Christina Vanja (Hrsg.): Hadamar. Heilstätte – Tötungsanstalt – Therapiezentrum. Marburg 2006: Jonas-Verlag, S. 435.

¹⁴ Vgl. Knigge, Volkhard: Museum oder Schädelstätte? Gedenkstätten als multiple Institutionen, in: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Gedenkstätten und Besucherforschung. Bonn 2004, S. 17–33, hier: S. 27.

Kontakt:

Felix Münch, M.A.
Justus-Liebig-Universität Gießen
International Graduate Centre
for the Study of Culture (GCSC)
Alter Steinbacher Weg 38
35394 Gießen

V. Berichte aus geförderten Projekten





Matthias Greiff

Die Funktionsweise von Reputationssystemen

Ein Einblick ins Labor für experimentelle und empirische Wirtschaftsforschung

In den 1960er Jahren begannen Wirtschaftswissenschaftler mit der Durchführung von Laborexperimenten. Seitdem stieg die Zahl der durchgeführten Experimente rapide an und Laborexperimente entwickelten sich zu einer anerkannten Methode.

Im März 2013 förderte die Gießener Hochschulgesellschaft ein Experiment, in dem mein Koautor, Dr. Fabian Paetzel (Universität Bremen), und ich die Funktionsweise von Reputationssystemen untersuchten.

Am besten lässt sich die Bedeutung von Reputationssystemen am Beispiel von Online-Transaktionen illustrieren. Angenommen Adam aus Berlin überlegt, einen Schrank zu kaufen, den Eva aus München im Internet für 100 Euro anbietet. Adam und Eva haben sich nie getroffen und kennen sich nicht. Außerdem hat Eva bisher noch keine Schränke verkauft. Woher soll Adam wissen, ob die Qualität des Schrankes tatsächlich so ist, wie von Eva beschrieben? Kann Adam sicher sein, dass Eva den Schrank pünktlich liefern wird? Auf Verkäuferseite besteht dasselbe Problem: Woher soll Eva wissen, dass Adam den Schrank nach erfolgter Lieferung pünktlich bezahlt? Obwohl Adam lieber den Schrank und Eva lieber die 100 Euro hätte, ist unklar, ob der Tausch zustande kommen wird. Dies wird nur der Fall sein, wenn beide bereit sind, das mit dem Tausch verbundene Risiko einzugehen.

Reputationssysteme, bekannt z.B. von Ebay, sind für den reibungslosen Ablauf von nicht-wiederholten Transaktionen, wie z.B. der Tausch von einem Schrank gegen 100 Euro, unerlässlich. Die Grundidee ist folgende: Am Ende einer Transaktion bewerten sich Käufer und Verkäufer gegenseitig. Ein Reputationssystem sammelt die Bewertungen und stellt sie zukünftigen Käufern und Verkäufern zu Verfügung, so dass beispielsweise für potenzielle Käufer ersichtlich ist, ob ein bestimmter Ver-

käufer sich in der Vergangenheit als vertrauenswürdig erwiesen hat. Im kleinen Rahmen, d.h. in persönlichen Interaktionen, werden solche Informationen durch Mundpropaganda, Klatsch und Tratsch weitergegeben, wodurch die Informationen nur lokal verfügbar sind. Durch die im Internet verwendeten Reputationssysteme wird diese örtliche Gebundenheit aufgehoben, da z.B. Adam aus Berlin sich über die Reputation von Eva aus München informieren kann, in dem sie sich seine Bewertungen ansieht. So ist es möglich, dass eine Transaktion, die ansonsten nicht zu Stande gekommen wäre, zu Stande kommt, weil Adam nun weiß, dass sich bisher niemand über die Qualität von Evas Schränken beschwert hat.

Doch nun zurück ins Labor. Wie kann die Funktionsweise von Reputationssystemen experimentell untersucht werden?

Im Kern geht es bei Laborexperimenten darum, den Wirkungszusammenhang zwischen verschiedenen Variablen zu isolieren und somit eine Theorie zu überprüfen. Dafür werden mehrere Versuchsbedingungen desselben Experiments durchgeführt. Unter einer Versuchsbedingung versteht man die Durchführung eines Experiments mit bestimmten Parametern. Im Experimentallabor wird eine Entscheidungssituation geschaffen, in der alle relevanten Einflussfaktoren kontrolliert werden können. Folglich können die Unterschiede bezüglich der Entscheidungen der Teilnehmer auf die kontrollierte Variation der Variablen, die der Experimentator exogen verändert, zurückgeführt werden. Bestätigen die Ergebnisse des Experiments die Vorhersagen der Theorie, gilt die Theorie vorläufig als bestätigt, andernfalls gilt sie als widerlegt, da es unwahrscheinlich ist, dass eine Theorie, die noch nicht mal in der kontrollierten Umgebung des Experimentallabors bestätigt wird, in der Realität gültig ist.

Im durchgeführten Experiment wurden die Teilnehmer in drei Versuchsbedingungen aufgeteilt. In jeder Versuchsbedingung spielten die Teilnehmer 15 Runden. Zu Beginn jeder Runde wurden die Teilnehmer zufällig in Paare eingeteilt. Während des kompletten Experiments blieben die Teilnehmer anonym, d.h. die Teilnehmer wussten in keiner Runde, gegen wen sie spielen.

Anschließend spielte jeder Teilnehmer mit dem ihm zugelosten Partner das in Abbildung 1 dargestellte Spiel. In dem Spiel entscheiden sich beide Spieler simultan: der Zeilenspieler wählt Zeile A, B, C oder D; der Spaltenspieler wählt Spalte A, B, C oder D. Durch die Wahl einer Zeile und einer Spalte wird die Zelle, die die Auszahlungen für beide Spieler enthält, bestimmt. Die Zahl links der senkrechten Linie ist die Auszahlung des Zeilenspielers; die Auszahlung rechts der senkrechten Linie ist die Auszahlung des Spaltenspielers. Ein Beispiel zur Illustration: Angenommen der Zeilenspieler wählt D und der Spaltenspieler wählt A, dann erhalten die Spieler Auszahlungen von 7 Euro (Zeilenspieler) und 19 Euro (Spaltenspieler). Der Zeilenspieler könnte seine eigene Auszahlung durch die Wahl einer anderen Zeile erhöhen, z.B. in dem er Zeile A wählt, was zu einer Auszahlung von 10 Euro für jeden Spieler führen würde. Angenommen beide Spieler möchten ihre eigene Auszahlung maximieren und wählen A, dann ist die Kombination (A,A) ein sogenanntes Nash-Gleichgewicht: gegen die Wahl des anderen Spielers kann keiner der Spieler seine Wahl so ändern, dass er eine höhere Auszahlung erreicht. Das Charakteristische an diesem Spiel ist aber, dass beide Spieler eine höhere Auszahlung erreichen würden, wenn beide B,B, C,C oder D,D wählen würden, wie bei einem privaten Tausch. Übertragen auf das oben angeführte Beispiel spiegelt die Kombination (A,A) die Situation, in der Adam den Schrank von Eva nicht kauft, wider. Die Kombination (D,D) spiegelt die Situation, in der Eva den Schrank gegen 100 Euro tauscht, wider. Da Adam den Schrank gegenüber den 100 Euro präferiert und Eva die 100 Euro gegenüber dem Schrank, stellt dieses Ergebnis beide besser. Entscheidungen für B oder C stellen Situa-

tionen dar, in denen die Qualität des Schranks, den Eva liefert, nur geringfügig schlechter als beschrieben ist, bzw. in denen Adam den Schrank erst nachdem Eva eine Mahnung geschickt hat, bezahlt.

	A	B	C	D
A	10 10	13 9	16 8	19 7
B	9 13	12 12	15 11	18 10
C	8 16	11 15	14 14	17 13
D	7 19	10 18	13 17	16 16

Abb. 1: Auszahlungsmatrix des Spiels.

In der ersten Versuchsbedingung wurden die Entscheidungen am Ende jeder Runde bekannt gegeben, aber es war nicht möglich, die Entscheidungen zu bewerten.

In der zweiten Versuchsbedingung mussten die Teilnehmer am Ende jeder Runde die Entscheidung ihres Partners durch die Vergabe von 0 bis 10 Sternen bewerten. Zu Beginn der nächsten Runde wurde den Teilnehmern mitgeteilt, wie ihr aktueller Partner in der letzten Runde bewertet wurde. Somit war es den Teilnehmern möglich, von der in der Bewertung des Partners enthaltenen Information Rückschlüsse auf das Verhalten des Partners in vorigen Runden zu ziehen. Die aus der Theorie abgeleitete Hypothese, die durch Versuchsbedingung 2 untersucht wird, lautet, dass Reputationssysteme funktionieren, weil die Teilnehmer durch *indirekte Reziprozität* motiviert sind. Indirekte Reziprozität ist eine *rückwärtsschauende* Motivation und bedeutet, dass schlechtes Verhalten bestraft und gutes Verhalten belohnt wird, d.h., man schließt von der Bewertung des Partners auf sein Verhalten in der vorherigen Runde und wählt D, wenn der Partner eine sehr gute Bewertung hat. Wenn indirekte Reziprozität die Motivation ist, sollten die durchschnittlichen Auszahlungen in Versuchsbedingung 2 höher sein als in Versuchsbedingung 1.

Die dritte Versuchsbedingung war identisch zur zweiten Versuchsbedingung, außer dass die Teilnehmer zu Beginn jeder Runde nicht nur die Information über die aktuellste Bewertung des

derzeitigen Partners, sondern auch die Information über ihre eigene Bewertung erhielten. Das heißt, in Versuchsbedingung 3 kannten die Teilnehmer ihre eigene Bewertung, während dies in Treatment 2 nicht der Fall war. Hier lautet die zu überprüfende Hypothese, dass die Kenntnis der eigenen Bewertung zu höheren durchschnittlichen Auszahlungen führt. Die dahinterstehende Erklärung, *konditionale Kooperation*, lautet wie folgt: Angenommen die Bewertung meines Partners ist gut und ich ziehe in Erwägung, D zu wählen. Würde ich meine eigene Bewertung nicht kennen, wäre ich nicht sicher, welches Verhalten mein Partner von mir erwartet und würde deswegen nicht D wählen. Würde ich aber meine eigene Bewertung kennen und diese wäre gut, würde ich die Wahrscheinlichkeit, dass mein Partner D wählt, höher einschätzen und mich deswegen für D entscheiden. Das heißt, man ist *vorwärtsschauend* und schließt von der eigenen Bewertung und der Bewertung des Partners auf das zu erwartende Verhalten des Partners. Wenn man erwartet, dass der Partner D wählen wird, wählt man auch D.

Sind die Teilnehmer nur durch indirekte Reziprozität und nicht durch konditionale Kooperation motiviert, sollte man keinen Unterschied zwischen Versuchsbedingungen 2 und 3 sehen. Die durch das Experiment gewonnenen Daten zeigen aber, dass Teilnehmer in Versuchsbedingung 3 im Schnitt eine signifikant

höhere Auszahlung (17,28 Euro) als in den Versuchsbedingungen 1 und 2 erreichten. Zwischen den durchschnittlichen Auszahlungen in den Versuchsbedingungen 1 und 2 bestand kein signifikanter Unterschied (15,78 Euro und 15,94 Euro). Das bedeutet, dass Transaktionen, die beide Partner besser stellen, eher zu Stande kommen, wenn beide Partner wissen, wie sie vom jeweils anderen eingeschätzt werden.

Die Ergebnisse des Experiments sprechen also dafür, dass die Wirkung von Reputationssystemen über konditionale Kooperation und nicht über indirekte Reziprozität läuft. Anhand von Daten, die nicht unter kontrollierten Bedingungen erhoben wurden (z.B. Daten von Ebay), wäre es nicht möglich gewesen, diese Hypothese zu überprüfen.

Literatur:

Greiff, M., & F. Paetzel (2012). The Importance of Knowing Your Own Reputation. MAGKS Working Paper 36-2012.

Kontakt:

Dr. Matthias Greiff
Professur für Verhaltens-
und Institutionenökonomik (VWL VI)
Fachbereich Wirtschaftswissenschaften
Justus-Liebig-Universität Gießen
Licher Straße 66
35394 Gießen

Sparkassen-Finanzgruppe
Hessen-Thüringen

08/15
BANK

Sparkassen-Finanzkonzept



Jetzt Finanz-Check
machen!

Das Sparkassen-Finanzkonzept: Beratung auf Augenhöhe statt 08/15.

Menschlich. Persönlich. Verlässlich.

 Sparkasse
Gießen

Geben Sie sich nicht mit 08/15-Beratung zufrieden – machen Sie jetzt Ihren individuellen Finanz-Check bei der Sparkasse. Wann und wo immer Sie wollen, analysieren wir gemeinsam mit Ihnen Ihre finanzielle Situation und entwickeln eine maßgeschneiderte Rundum-Strategie für Ihre Zukunft. Mehr dazu in einer unserer Filialen oder unter www.sparkasse-giessen.de.

Wenn's um Geld geht – Sparkasse.



Nicole Tamka

Workshop „Karrieremanagement – Laufbahnberatung & Berufsfeldorientierung“ – ein Rückblick

Am 16. Mai und 6. Juni 2013 veranstalteten das Gießener Graduiertenzentrum Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften (GGS), das Zentrum für fremdsprachliche und berufsfeldorientierte Kompetenzen (ZfbK) und das Zentrum für Lehrerbildung (ZfL), gefördert durch die Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) und die FAZIT-STIFTUNG, das Modul „Karrieremanagement – Laufbahnberatung & Berufsfeldorientierung“ (Modul Karrieremanagement). Konzipiert und organisiert von Dr. Eva-Maria Aulich (GGS), Jens Blank (ZfbK) und Nicole Milbrett (ZfL) versammelten beide Veranstaltungen des Moduls 25 TeilnehmerInnen und 5 ReferentInnen. Dieses Modul ist das erste Kooperationsprojekt der drei Gießener Zentren.

Insgesamt verfolgte das Modul Karrieremanagement zwei Ziele. Auf der einen Seite wurde den DoktorandInnen im „Workshop Karrieremanagement“ (16. 5. 2013) vermittelt, wie sie ihre wissenschaftliche bzw. außerwissenschaftliche Karriere strategisch planen können. Methodisch stand dabei die Analyse des eigenen Kompetenzprofils im Vordergrund. Auf der anderen Seite ging es beim zweiten Teil der Veranstaltung „Career Talks & Individuelle Karriereberatung“ (6. 6. 2013) darum, die gewonnen Einsichten über das eigene Kompetenzprofil mit Einblicken in mögliche Berufsfelder zu verbinden. Dabei war gerade das Kennenlernen potentieller Berufsfeldvertreter in 30minütigen Coachinggesprächen eine zentrale Komponente des Moduls. Erfolgreiche Karriereeinstiege wurden so nicht nur theoretisch beschrieben, sondern konnten in ersten Schritten auch ganz individuell mit einem Experten geplant werden. Um diesen beiden Zielen gerecht zu werden, erstreckte sich der gesamte Workshop über drei Wochen, so dass

zwischen der Erstellung des Kompetenzprofils und dem Kennenlernen der Berufsfeldvertreter genug Reflexionszeit für das Formulieren persönlicher Fragen bestand.

Auf das Erstellen der wichtigsten persönlichen Fragen wurden die TeilnehmerInnen im „Workshop Karrieremanagement“ vorbereitet. Um diese Fragen zu erarbeiten, lag ein Schwerpunkt der Eigen- und Gruppenarbeit im Workshop auf einem biographischen Zugang zu den eigenen Kompetenzen. Dafür wurden neben Tätigkeiten im beruflichen Alltag oder in der Freizeit auch Erfahrungen in der eigenen Familie und persönliche Interessen in den Fokus genommen. Das In-Beziehung-Setzen von Tätigkeiten, Erfahrungen und Interessen bildete letztlich die Hintergrundfolie für das Erarbeiten des eigenen Kompetenzprofils. Wesentlich für seine Erstellung waren einerseits die Ableitung von Kompetenzen aus aktuellen beruflichen Tätigkeiten und Verantwortungsbereichen und andererseits das genaue Ansehen der eigenen Interessen. Dazu wurden folgende drei Fragen formuliert: Worum handelt es sich bei meinem Interesse genau? (1); Was gefällt mir daran besonders? (2); Was habe ich aufgrund dessen gelernt? (3). Durch diese Aufschlüsselung von Kompetenzen in Tätigkeiten, Verantwortungsbereiche und Interessen war es den TeilnehmerInnen schließlich möglich, ein detailliertes und persönliches Kompetenzprofil zu erstellen. Im Workshop Karrieremanagement lernten die TeilnehmerInnen aber auch noch einen weiteren Weg kennen, sich den eigenen Kompetenzen zu nähern: die Weiterentwicklung der eigenen Karriere. Um diesem Weg nachzugehen, berieten sich die TeilnehmerInnen in Kleingruppen gegenseitig zu gegenwärtigen Fragen und Problemen der eigenen Karriere. Dazu nutzten sie die Methode der „Kollegialen Fall-

beratung“. Karrierestrategische Fragen konnten so aufgrund der Kompetenzen und des Wissens der KollegInnen aus der Ecke des persönlichen Problems gelöst und gemeinsam bearbeitet werden. Nach dem Motto „Karriere kann gemeinsam und auf Augenhöhe geplant werden“, entstanden Szenarien für die nächsten Karriereschritte und persönliche Fragen für den zweiten Teil der Veranstaltung: „Career Talks & individuelle Karriereberatung“.

Der „Career Talks“ bildete den Einstieg in den zweiten Veranstaltungstag. Die Podiumsdiskussion bot den vier ReferentInnen Dr. Uta Saß (Referatsleiterin VolkswagenStiftung Hannover), Sophie Venga Fitz (Fernsehspielredakteurin ZDF Mainz), Stephan Paule (Referent Hessisches Kultusministerium) und Dr. Nicolas Gierzig (Geschäftsführer der Trimberg Research Academy Bamberg) die Möglichkeit, sich kurz selbst zu präsentieren, um dann auf Fragen der TeilnehmerInnen aus den Bereichen Arbeitgebende Organisation, Netzwerke, Karrierebooster und -perspektiven, Entscheidungen sowie Work-Life Balance & Employability zu antworten. Der Career Talks bildete allerdings nur den Auftakt für die individuelle Karriereberatung. Die persönlichen Coachings standen am 6. 6. 2013 im Mittelpunkt der Veranstaltung. Jedem Teilnehmenden bot sich die Möglichkeit, mit zwei der vier ReferentInnen und darüber hinaus mit Gunter Ratz (Hochschulteam der Agentur für Arbeit Gießen) ein 30minütiges

Einzelgespräch zu führen, um die persönlichen Fragen betreffend der eigenen Karrieregestaltung zu beantworten. Diese individualisierte Form der Veranstaltung war für die OrganisatorInnen ein Experiment, das sich als überaus erfolgreich erwies, da alle TeilnehmerInnen die Chance zu diesen Gesprächen nutzten und als überaus hilfreich für ihre weiteren Planungen einschätzten. Persönlich konnte ich erleben, dass fast alle TeilnehmerInnen sehr motiviert, zum Teil sogar freudestrahlend aus den Gesprächen kamen und genau wussten, was sie als nächstes unternehmen würden.

Insgesamt planen das GGS, ZfbK und ZfL diese Veranstaltung einmal jährlich im Sommersemester durchzuführen, um so DoktorandInnen aus unterschiedlichen universitären Fachbereichen die Möglichkeit zu bieten, schon frühzeitig die Zeit nach der Promotion strategisch zu planen. Dadurch werden nicht nur die Netzwerke zu außeruniversitären Einrichtungen genutzt und gepflegt, sondern auch der Bedarf an gezieltem Karrieremanagement zufriedengestellt.

Kontakt:

Nicole Tamka (M.A.)
Justus-Liebig-Universität Gießen
Zentrum für Lehrerbildung
Forschungsreferat
Rathenaustraße 8
35394 Gießen



Jürgen Dinkel, Dirk van Laak

(Anti-)Kolonialismus auf der Leinwand. Dekolonisierung und Film in den 1960er Jahren

Workshop vom 5. bis 6. Dezember 2013 in Gießen

Der Workshop basierte auf zwei öffentlichen Vortragsreihen im Wintersemester 2011/12 und im Sommersemester 2012 an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Beide waren vom inzwischen ausgelaufenen Graduiertenkolleg „*Transnationale Medienereignisse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*“, dem *International Graduate Centre for the Study of Culture* (GCSC) und dem *Zentrum für Medien und Interaktivität* (ZMI) unterstützt worden. Die Vortragsreihen hatten danach gefragt, wie zeitgenössische Filme die mit der Dekolonisierung einhergehenden Veränderungen in den Kolonien – respektive den postkolonialen Staaten – sowie den europäischen „Mutterländern“ darstellten und erzählten, welche Reaktionen einzelne Filme hervorriefen und ob sich die Grenzen des Zeig- und Sagbaren in den 1960er Jahren verschoben. Diesen innerhalb der Geschichtswissenschaft noch relativ neuen Fragen ging auch der Workshop nach, der vom 5. bis 6. Dezember 2013 im Alexander-von-Humboldt-Haus der Justus-Liebig-Universität stattfand. Er wurde neben dem GCSC und dem ZMI zusätzlich von der Gießener Hochschulgesellschaft gefördert.

Der Workshop konnte auf der großen und positiven Resonanz der beiden vorangegangenen Veranstaltungen aufbauen. Gleichzeitig ging er einen Schritt weiter, indem Experten aus ganz Deutschland eingeladen und zusammengebracht wurden. Zudem nahmen Vertreter des ZMI, der Fachjournalistik und der Zeitgeschichte teil, um die spezifischen Kompetenzen der Justus-Liebig-Universität im Bereich der historischen Medienforschung und der Zeitgeschichte zu nutzen und auf nationaler Ebene weiter hervorzuheben. Zum Workshop selbst, den Prof. Dr. Dirk van Laak und Jürgen Dinkel M.A. eröffneten, hatten sich 35 Teilnehmer re-

gistriert. Präsentiert wurden zehn Beiträge sowie ein Abendvortrag. Im technisch optimal ausgestatteten Gästehaus der Universität (Alexander-von-Humboldt-Haus) konnten dabei zahlreiche Filmausschnitte gezeigt und in jeder Hinsicht reibungslose Abläufe des Workshops gewährleistet werden. In angenehmer Atmosphäre fanden viele Gespräche und anregende Diskussionen statt, die in den anderthalb Tagen zu einem sehr fruchtbaren Austausch zwischen den Teilnehmern führten. Die Förderung der Gießener Hochschulgesellschaft erlaubte die Unterbringung der externen Vortragenden im nahegelegenen Hotel am Ludwigsplatz.

Als wissenschaftlicher Gewinn erwies sich die interdisziplinäre Zusammensetzung der Tagung. Die Vortragenden dokumentierten eine Reihe von unterschiedlichen Zugriffen, indem sie Filme historisch, mediengeschichtlich, filmwissenschaftlich und literaturwissenschaftlich befragten, aber auch ein größeres Ensemble an Filmen aus unterschiedlichen Genres vorführten, darunter Dokumentarfilme, Documentaries, Interviews, Kunst- und Spielfilme. Die Beispiele bezogen sich vornehmlich auf afrikanische Vorgänge zwischen Algerien und Mozambique, aber auch auf Dekolonisationskonflikte in Indochina. In der Zusammenschau verdeutlichte der Workshop, dass sich spätkoloniale Machtkämpfe, antikolonialistische Impulse sowie die meist konflikträchtigen Dekolonisierungsprozesse in allen Bereichen des Films und der Filmrezeption bemerkbar machten. Das aufgezeigte Spektrum von Veränderungen reichte von der Ästhetik der Filmbilder über die Auswahl von Schauspielern, der Narration und der Tonspur einzelner Filme sowie deren Rezeption bis hin zur Zensur und dem Verbot von Filmen. Die 1960er Jahre, so ein zentrales Ergebnis des Workshops, markieren

eine Zäsur in der Art und Weise, wie außer-europäische Gebiete und Bevölkerungen im Film dargestellt wurden und werden. Die Grenzen des Zeig- und Sagbaren verschoben sich tatsächlich, und es eröffneten sich Räume für neue, auch experimentelle Darstellungsweisen, die sich parallel zu älteren etablierten und diese herausforderten. Der in den vergangenen Jahren in der Forschung immer wieder eingeforderte „post-koloniale“ Blick, so wurde bei dem Workshop deutlich, kann im Filmschaffen dieser Jahre auf ein erstaunliches Repertoire an Quellen zurückgreifen.

Es ist geplant, die Ergebnisse des Workshops auch einem größeren Publikum bekannt zu machen. Ein ausführlicher Tagungsbericht wird demnächst im historischen Fachforum H-Soz-u-Kult erscheinen, ein Teil der Beiträge soll im

Themenheft eines einschlägigen Fachjournals publiziert werden. Wegen des thematischen Pioniercharakters des Workshops sowie seiner Interdisziplinarität kann sicher mit einem größeren, weit über die Geschichtswissenschaft hinausreichenden Interesse an dessen Resultaten gerechnet werden.

Kontakt:

Dr. des. Jürgen Dinkel
Prof. Dr. Dirk van Laak
Historisches Institut
der Justus-Liebig-Universität
Otto-Behaghel-Straße 10C
35394 Gießen
Juergen.Dinkel@gcsc.uni-giessen.de
Dirk.van.Laak@geschichte.uni-giessen.de

Monika Wingender

Bericht über das 35-jährige Partnerschaftsjubiläum mit der Universität Łódź

An der Justus-Liebig-Universität Gießen fanden im Juni 2013 mit Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft Feierlichkeiten anlässlich des 35-jährigen Partnerschaftsjubiläums mit der Universität Łódź statt. Höhepunkt der Feierlichkeiten war der Festakt am 7. Juni in der Aula der JLU, an dem neben der polnischen Delegation aus Łódź mit dem Rektor der Partneruniversität auch die Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen, der Vizekonsul der Republik Polen und, als Ehrengast, der Gründungsdirektor des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, Prof. Dr. Dr. h.c. Karl Dedecius, teilnahmen. Der Partnerschaftsbeauftragte der Universität Łódź,

Prof. Dr. Zenon Weigt, und die Partnerschaftsbeauftragte der Universität Gießen, Prof. Dr. Monika Wingender, trugen, unterstützt durch eine gemeinsame Power-Point-Präsentation mit umfassendem Bild- und Faktenmaterial, die wichtigsten Stationen der 35-jährigen Partnerschaft vor. Der Überblick über die Geschichte der Partnerschaft begann mit den ersten schwierigen, durch die damalige politische Situation geprägten, Anfängen in den 70er Jahren, erstreckte sich über die Ausweitung des Wissenschaftler- und Studierendenaustauschs und herausragende gemeinsame Projekte und endete mit den heutigen Stützpfählern der Part-

Festakt

anlässlich der
35-jährigen
Universitätspartnerschaft
Gießen-Łódź



Abb. 1: Startfolie der Präsentation zur Geschichte und Zukunft der Partnerschaft beim Festakt

12.00	Begrüßung durch die Partnerschaftsbeauftragten: Prof. Dr. Zenon Weigt (Łódź) und Prof. Dr. Monika Wingender (Gießen)	14.45 – 15.15	Taking care of oneself and others: Social, economic and cultural capital in Łódź and Gießen Prof. Dr. Paweł Starosta Prof. Dr. Andreas Langenohl
12.10 – 12.40	Improved measurement of forecast uncertainty Dr. Anna Staszewska-Bystrova Prof. Dr. Peter Winker	15.15 – 15.45	Die Region Łódź 1933/35–1945: Nationale Radikalisierung und ethnische Segregation Dr. Ewa Wiatr Prof. Dr. Hans-Jürgen Bomelburg Dr. Marlene Klatt
12.40 – 13.10	Was haben Zwiebel, Knoblauch und saurer Regen miteinander zu tun? Prof. Dr. Grzegorz Młostkoń Prof. Dr. Peter R. Schreiner	15.45 – 16.15	Lernen im Wandel von Arbeit und Leben – in deutsch-polnischer Perspektive Prof. Dr. Elżbieta Kowalska-Dubas Prof. Dr. Marianne Friese
13.10 – 13.40	„Konzept“ als kulturlinguistischer Begriff Prof. Dr. Jarosław Wierziński Prof. Dr. Thomas Daiber	16.15 – 16.45	Teaching 9/11: American, Polish, and German Responses Dr. Malgorzata Myk Dr. Birte Christ
13.40 – 14.10	Netzwerke der Literatur: vernetzte Studierende Prof. Dr. Joanna Jabłkowska Dr. Elżbieta Kapral Prof. Dr. Cora Dietl	16.45 – 17.15	Die Getto-Enzyklopädie. Ein gemeinsames Editionsprojekt apl. Prof. Dr. Krystyna Radziszewska Hon.-Prof. Dr. Sascha Feuchert
14.10 – 14.45	Pause	17.15 – 17.45	Russische Literatur des 18.–21. Jahrhunderts. Dialog der Ideen und Poetiken Prof. Dr. Anna Warda Prof. Dr. Alexander Graf

Abb. 2: Jubiläums-Workshop: Programm der Tandemvorträge der Gießener und Łódźer Partner

nerschaft in Forschung, Lehre und Nachwuchsförderung. Die Einwerbung vieler gemeinsamer Drittmittelprojekte, die Gestaltung gemeinsamer Studiengänge und die gemeinsame Durchführung von Konferenzen, Workshops oder Summer Schools wurden besonders hervorgehoben. Den Schlusspunkt des Festaktes bildeten zwei Erfahrungsberichte ehemaliger Studierender, die zu längeren Studienaufenthalten an der Partneruniversität in Gießen bzw. in Łódź waren.

Im Anschluss an den Festakt fand ein Jubiläums-Workshop statt, bei dem die Gäste aus Łódź gemeinsam mit ihren Gießener Partnern ihre Forschungsprojekte präsentierten. Diese Tandemvorträge zeigten in beeindruckender Weise, dass die Partnerschaft Gießen-Łódź eine wahre Universitätspartnerschaft ist, die sich

über alle Fachbereiche erstreckt. So untersuchen beispielsweise Literaturwissenschaftler Netzwerke der Literatur, Linguisten den kulturlinguistischen Konzeptbegriff, Historiker die Geschichte der Region Łódź, Wirtschaftswissenschaftler die Unsicherheiten von Prognosen, und die Gießener und Łódźer Chemiker gaben in ihrem Tandemvortrag gemeinsam eine Antwort auf die Frage: „Was haben Zwiebel, Knoblauch und saurer Regen miteinander zu tun?“. Die regen Diskussionen im Anschluss an die Tandemvorträge konnten die Gießener und Łódźer Partner dann beim gemeinsamen festlichen Abendessen fortführen.

Am folgenden Tag wurde das Partnerschaftsjubiläum mit einem gemeinsamen Ausflug nach Limburg und einer Schifffahrt auf der Lahn beschlossen. Nach dem feierlichen



Abb. 3: Gruppenbild nach dem Festakt (von links): Prorektorin Prof. Dr. Wysokińska, Vizekonsul Generalkonsulat der Republik Polen in Köln J. Wawrzyniak, Rektor Prof. Dr. Nykiel, Ehrengast Prof. Dr. Dr. h.c. Karl Dedecius, Partnerschaftsbeauftragte Prof. Dr. Wingender und Prof. Dr. Weigt, Präsident Prof. Dr. Mukherjee

Gedenken an die letzten 35 Jahre am Vortag wurden hier auch Pläne für die Zukunft der Partnerschaft geschmiedet. Und in diese kann die Universitätspartnerschaft Gießen-Łódź sehr hoffnungsfroh blicken, denn sie wird gleichermaßen sowohl von Wissenschaftlern als auch Nachwuchswissenschaftlern und Studierenden getragen und ist durch ein beeindruckendes Fächer- und Themenspektrum geprägt. Bei der Gründung der Partnerschaft vor 35 Jahren konnte noch niemand ahnen, dass es knapp zweieinhalb Jahrzehnte später eine EU-Ost-

erweiterung geben würde und sich die Rahmenbedingungen für die deutsch-polnische Zusammenarbeit so ausgezeichnet entwickeln würden.

Kontakt:

Prof. Dr. Monika Wingender
 Institut für Slavistik
 Justus-Liebig-Universität Gießen
 Otto-Behaghel-Straße 10D
 35394 Gießen

Artem Kouida

Der weiße Fleck wird bunter

Belarus-Forschung an der Justus-Liebig-Universität

Ein unbekanntes Land im Zentrum Europas – Weißrussland – wird im Mai 2014 im Mittelpunkt der internationalen Berichterstattung stehen. Denn hier wird die Eishockey-Weltmeisterschaft ausgetragen. Die „letzte Diktatur Europas“, wie Belarus in der Europäischen Union bezeichnet wird, ist für Viele immer noch ein weißer Fleck auf der politischen Landkarte. Die im April 2013 in der Universitätsbibliothek in Kooperation mit Amnesty International organisierte Ausstellung „Menschenrechte und Zivilgesellschaft in Belarus“ mit Jörg Forbrig (German Marshall Fund, Berlin) als Gastredner legte viele Probleme offen.¹ Eine etwas fröhlichere Farbgebung könnte einerseits mit der Weltmeisterschaft eintreten. Andererseits ist die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Land zu vertiefen, dessen Geschichte eng mit Europa verbunden ist.

Diesem Vorhaben hat sich die Belarus-Forschung an der Justus-Liebig-Universität verschrieben. 2009 durch Prof. Dr. Thomas Bohn ins Leben gerufen, weist das kleine, aber qualitativ auf hohem Niveau geführte Forschungsgebiet nicht zuletzt durch den Erwerb der 700 Bände zählenden Belarus-Bibliothek von Dr. Diana Siebert (Köln) im Frühjahr 2012 erste Erfolge auf.² Einen Höhepunkt bildete Ende 2011 die Unterzeichnung eines Kooperationsabkommens zwischen der Justus-Liebig-Universität (JLU), vertreten durch die Fächer des Gießener Zentrums Östliches Europa (GiZo), und der Belarussischen Staatlichen Universität (BGU), vertreten durch die Historische Fakultät, die Philologische Fakultät und die Fakultät für Internationale Beziehungen, deren Dekan Herr Prof. Dr. Viktor Shadursky als Kooperationsbeauftragter fungiert. Daneben konnte an der Jahreswende 2011/12 über einen Kontakt mit Dr. Felix Ackermann, dem Langzeitdozenten



Eine vertiefende Beschäftigung mit dem Thema ermöglicht das Buch „Bunte Flecken in Weißrussland“, das 2013 von Wissenschaftlern des Historischen Instituts/Osteuropäische Geschichte der Justus-Liebig-Universität Gießen herausgegeben wurde. (Quelle: Artem Kouida)

des DAAD an der Europäischen Humanitären Universität Vilnius (EHU), ein Erasmus-Abkommen vereinbart werden. Somit rückt auch eine im Exil wirkende weißrussische Universität in die Perspektive wissenschaftlicher Kooperationen.

Im Rahmen der Internationalisierungsstrategie des GiZo wurde am 22./23. Mai 2013 ein Workshop „Kulturelle Hybridität in Belarus und der Ukraine“ mit Partnern aus Belarus und der Ukraine veranstaltet, zu dem seitens der BGU drei Dekane eingeladen waren, nämlich Prof. Dr. Viktor Shadursky (Fakultät für Internationale

Beziehungen), Prof. Dr. Sergej Chodin (Historische Fakultät) und Prof. Dr. Ivan Rado (Philologische Fakultät). Neues Potential der Kooperation mit der BGU im Bereich des Wissenschaftler austauschs verschafft das im Sommer 2013 bewilligte DAAD-Netzwerk „Kulturelle Kontakt- und Konfliktzonen im östlichen Europa“. Daraufhin statteten von Oktober bis Dezember die Doktoranden Daniel Pinkevich (Die polnische Minderheit in Litauen) und Ihar Aulasenka (Weißrussische Schriftsteller der 1960er Jahre) und im Dezember der Dozent Dr. Andrei Rusakovich (Entschädigung von Zwangsarbeitern) Gießen einen Besuch ab. Dank der Unterstützung des DAAD konnte Dr. Henadz Sahanovich (Vilnius/Minsk) für das SS 2013 und das WS 2013/14 als Gastdozent an der JLU eingestellt werden. Doch nicht nur Dozenten und Promovierende profitieren vom Austausch. Im Wintersemester 2012/13 und im Wintersemester 2013/14 befanden sich je zwei Studierende der Geschichte, der Osteuropäischen Geschichte und der Slavistik über das Go East-Programm des DAAD zum Studium in Minsk.

Einen weiteren Höhepunkt der jungen Belarus-Forschung stellte im November 2013 das Erscheinen des unter anderem von der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) geförderten Sammelbandes „Bunte Flecken in Weißrussland. Erinnerungsorte zwischen polnisch-litauischer Union und russisch-sowjetischen Imperium“ dar, der die Publikationsreihe „Historische Belarus-Studien“ im Harrassowitz-Verlag Wiesbaden begründete.³ Die Reihe soll als Forum für Qualifikationsschriften dienen. In der Tat steht der wissenschaftliche Nachwuchs diesbezüglich auf dem Plan. Im November 2012 verteidigte der Stipendiat des Volkswagen-Projektes „Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl“, Aliaksandr Dalhouski, an der Justus-Liebig-Universität seine Dissertation über „Die Sowjetrepublik Weißrussland nach Tschernobyl: Ökologischer Protest oder materieller Kompromiss“. Im November 2013 folgte die Disputation des Stipendiaten der JLU, Julian Mühlbauer, zum Thema „Petitionen und Beschwerden im ‚Entwickelten Sozialismus‘. Das sowjetische Eingabewesen in Weißrussland zwischen Anspruch und Wirklichkeit“.

Präsentiert wurde der Band „Bunte Flecken in Weißrussland“ am 5. und 6. Dezember 2013 bei dem interdisziplinär besetzten 3. Belarus-Workshop der JLU, an dem sich sowohl zahlreiche internationale Forscher wie Prof. Dr. David Marples (Edmonton), Prof. Dr. Pavel Tereshkovich (Vilnius/Minsk), Dr. Kuzma Kozak (Minsk) und Dr. Astrid Sahn (Minsk/Berlin) als auch Doktoranden und Interessenten aus dem gesamten deutschsprachigen Raum beteiligten. Der vom DAAD, der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG), dem GiZo, der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO) und dem Herder-Institut Marburg geförderte Workshop thematisierte unter der Leitung von Prof. Dr. Thomas Bohn und Dr. Rayk Einax die Problematik „Sozialistische Moderne oder kommunistischer ‚Ökozid‘? Umweltkatastrophen und lokale Identitäten im östlichen Europa“. Die inhaltlichen Schwerpunktelagen auf der Auseinandersetzung mit der Urbanisierung und Industrialisierung als ökologischen Altlasten des Staatssozialismus, auf der Verortung von Tschernobyl im Bewusstsein von Transformationsgesellschaften und auf der Erkundung des *Białowieża*-Nationalparks/ Nationalparks *Belovežskaja Pušča* an der polnisch-weißrussischen Grenze.

In seinem Eröffnungsvortrag skizzierte Thomas Bohn (Gießen) die wechselvolle, zum Teil schwierige und ereignisreiche Geschichte Weißrusslands, die im 20. Jahrhundert ein Zeitalter der Katastrophen erfuhr, welche vom stalinistischen Terror bis zum nationalsozialistischen Holocaust langten. Aufgrund der kulturellen Sowjetisierung und der sprachlichen Russifizierung wurden die Belarussen teilweise ihrer nationalen Identität beraubt. An das Thema anknüpfend beschrieb David Marples (Edmonton) die demografische Entwicklung in Weißrussland im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg, der Industrialisierung, der Urbanisierung und der Tschernobyl-Katastrophe. Astrid Sahn (Berlin) ging in ihrem Vortrag näher auf die atompolitische Debatte in Belarus und Litauen im Kontext von Tschernobyl und Fukushima ein und stellte die kontroversen Sichtweisen der offiziellen Stellen bzw. der betroffenen Bevölkerung im In- und Ausland in Bezug auf die Frage des Atomausstiegs dar. Außer den in-

dustriellen Altlasten der Sowjetzeit und den Folgen von Tschernobyl stand thematisch der „letzte Flachlandurwald Europas“ im Mittelpunkt des Workshops. Neben der Skizzierung der Vorgeschichte des 1932 gegründeten Nationalparks von *Białowieża* als exklusives Jagdgebiet der polnischen Könige und der russischen Zaren wies Julian Mühlbauer (Gießen) auf die Wiederaufzucht und die Auswilderung der Wisente und das Schicksal der „Hiesigen“, eine lange Zeit von traditionellen und pränationalen Vorstellungen geprägten Bevölkerungsgruppe, als besondere Problematiken hin. Insgesamt gesehen stellt der Nationalpark ein Beispiel für die Unmöglichkeit der Praktizierung von Umweltschutz in nationalstaatlichen Grenzen dar, daher lädt er in umweltgeschichtlicher Perspektive zu einer transnationalen Betrachtung ein. In den nächsten drei Jahren soll dies das Forschungsprojekt „Der *Białowieża*-Nationalpark. Mensch, Tier und Umwelt in der polnisch-weißrussischen Grenzregion“ leisten, das im Oktober 2013 von der DFG bewilligt worden ist.

In der Abschlussdiskussion wurde ein weiterer Workshop angesprochen, der in Zusammenarbeit mit dem Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück in der weißrussischen Hauptstadt Minsk stattfinden soll. Bei dem Vorhaben handelt es sich um ein deutliches Zeichen einer produktiven und erfolgreichen Kooperation zwischen der JLU und der BGU und eine weitere Stärkung der Belarus-Forschung in Gießen.

Anmerkungen:

¹ Vgl.: Gewaltige politische Diaspora, in: Gießener Anzeiger vom 19. 4. 2013. <http://www.giessener-anzeiger.de/lokales/hochschule/13015597.htm>

² Vgl. auch Mühlbauer, Julian: Ein „weißer Fleck“ in Europa? Belarus'-Forschung an der Justus-Liebig-Universität, in: Gießener Universitätsblätter 45 (2012), S. 107–109.

³ Vgl.: Bunte Flecken in Weißrussland. Erinnerungsorte zwischen polnisch-litauischer Union und russisch-sowjetischem Imperium. Hrsg. v. Thomas M. Bohn, Rayk Einax und Julian Mühlbauer, Wiesbaden 2013.

Kontakt:

Artem Kouida
kouida1@yahoo.de

**JETZT 2 WOCHEN
KOSTENLOS UND
UNVERBINDLICH
PROBE LESEN!**



www.giessener-anzeiger.de

Einfach anfordern unter:
0641 9504-76

oder per Mail:
abo.service@giessener-anzeiger.de

**JETZT
TESTEN!**

Christine Reinle

Stand und Perspektiven der Sozial- und Verfassungsgeschichte zum Römisch-Deutschen Reich. Der Forschungseinfluss Peter Moraws auf die deutsche Mediävistik

Bericht über die internationale Tagung am 17. und 18. Januar 2014 in Gießen*

Der Einfluss des am 8. 4. 2013 verstorbenen Gießener Mediävisten Peter Moraw auf die Erforschung des deutschen Spätmittelalters in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kann kaum überschätzt werden. Methodisch ist insbesondere die Öffnung der historischen Mediävistik zu den theorieorientierten Sozialwissenschaften zu nennen, inhaltlich verbinden sich etwa die Etablierung der prosopographischen Forschung in der historischen Mediävistik, aber auch die Hinwendung zu einer modernen, strukturgeschichtlich orientierten Hofforschung und eine als Sozialgeschichte verstandene Universitätsgeschichte mit Forschungen, die Peter Moraw leistete und oder anregte.¹ Eine akademische Veranstaltung, die Moraws Wirken anlässlich seines Todes würdigt, schien daher den Kolleginnen und Kollegen des Historischen Instituts geboten.

Bei der Planung der Tagung, die von der Professur für Deutsche Landesgeschichte/ Geschichte des Spätmittelalters in Verbindung mit der Professur für Mittelalterliche Geschichte und dem Historischen Institut der Justus-Liebig-Universität in Angriff genommen wurde, war jedoch schnell Konsens darüber hergestellt, dass eine reine Retrospektive auf das Lebenswerk Moraws oder ein Gedenken ausschließlich durch die Schülerinnen und Schüler des Verstorbenen nicht wünschenswert erschien, obwohl diese alle unbestrittene und große Verdienste haben. Denn ein solches Konzept lief doch zu sehr Gefahr, zu einem reinen Totengedenken zu werden. Statt dessen wurde eine Tagung konzipiert, die sich



Abb. 1: Peter Moraw

vom klassischen Muster einer rückblickenden, von Schülern und Weggefährten gestalteten Gedenkveranstaltung löste und die Retrospektive mit Prospektive verband: Ausgehend von prominenten Forschungsfeldern Peter Moraws – der Reichsgeschichte in ihrer europäischen Dimension, dem (spät-)mittelalterlichen Fürstenhof, den Funktionseliten, den Stiftskirchen als verbindenden Gliedern zwischen Kirche und Welt, den Universitäten, dem Zusammenhang von Territorien und Reich – und bezogen auf die bekannten theoretischen Konzepte Moraws – wie die „Verdichtung“ des Reichs an der Wende zur Neuzeit, die Ausübung von Macht durch Personenverbände statt durch Institutionen und den Professionalisierungsschub auf der Ebene der herrscherlichen Räte während des Spätmittelalters – sollte auf der Tagung gefragt werden, was Moraws Forschungen zu ihrer Zeit an Neuem brachten und wie heute mit diesen Konzepten gearbeitet wird.

* Ein z. T. wortgleicher, aber ausführlicherer Tagungsbericht soll im Internetforum H-SOZ-u-Kult erscheinen.

Da Peter Moraw außerdem nicht nur auf seinen engeren eigenen Schülerkreis, sondern auf die gesamte deutsche Mediävistik prägend wirkte und noch immer wirkt, wurden auch Kolleginnen und Kollegen um Vorträge gebeten, die in keinem unmittelbaren Schülerverhältnis zu Peter Moraw standen. Neben älteren arrivierten Kollegen wurden auch jüngere einbezogen, die sich in ihrer Dissertation oder ihrer Habilitationsschrift noch immer mit den Moraw'schen Ansätzen auseinandergesetzt und diese ggf. kritisch weitergeführt hatten. Denn gerade die fortdauernde Rezeption außerhalb des engeren Schülerkreises belegt in den Augen der Veranstalter, dass Peter Moraws Werk keineswegs in Gefahr steht, nur noch von forschungsgeschichtlichem Interesse zu sein, sondern dass von ihm weiterhin Impulse ausgehen. Darüber hinaus wurden Vertreter solcher Forschungsinstitutionen und Forschungsvorhaben, die in besonderer Weise mit Peter Moraw in Verbindung gebracht werden können, um einen Beitrag gebeten, um an die konzeptionellen Impulse zu erinnern, die die spätmittelalterliche Geschichte Peter Moraw verdankt. Vor allem den jüngeren Schülerinnen und Schülern Peter Moraws schließlich war die Aufgabe zugeordnet, durch die Sektionen zu führen und mit knappen Bemerkungen aus ihrer Sicht Akzente zu setzen.

Freilich konnte mit einem auf 15 Beiträge beschränkten Programm nicht das ganze noch viel umfassendere Werk Moraws in den Blick genommen werden. Die Lücken sind offensichtlich: Es fehlt etwa das Forschungsfeld der Höchsten Gerichtsbarkeit, die Kurpfalz kam nur als Teil eines Vortrags vor, die methodischen Impulse Moraws für die Landesgeschichte wurden nicht gewürdigt, die Universität Gießen blieb unthematisiert, und auch die Universitätsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts war nicht Gegenstand eines eigenen Vortrags. Rein pragmatische Gründe des Zeit- und Finanzbudgets hatten hier Grenzen gesetzt, denn es gab mehr Interessenbekundungen, Vorträge zu übernehmen, als unter den gegebenen Konditionen zu realisieren waren.

Gleichwohl kamen zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu dieser Tagung

zusammen, die insbesondere von der Gießener Hochschulgesellschaft und der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen finanziell gefördert wurde. In der ersten Sektion, die „König und Reich im Spätmittelalter“ gewidmet war, würdigte zunächst die Präsidentin der *Monumenta Germaniae Historica*, Claudia Märkl (München), in einem Grußwort das Wirken Peter Moraws in der Zentralkommission der MGH, der er als von der Berlin-Brandenburgischen Akademie entsandtes Mitglied angehört hatte. Auch Paul-Joachim Heinig (Mainz/Gießen) betonte in seinem Vortrag zum Thema: „Mittelfristig sollen alle RI-Dateien verknüpft sein, so dass man neue Fragen stellen kann.“ Die konzeptionelle Bedeutung der *Regesta Imperii* für Peter Moraw“ als Verdienst Moraws zunächst dessen Engagement für die Einrichtung und die institutionelle Absicherung der „Regesten Kaiser Friedrichs III.“ sowie seinen Einsatz für eine „koordinierte Neubearbeitung der *Regesta Imperii* Karls IV.“² Motiviert war das Interesse Moraws an den *Regesta Imperii* durch die neuen, personenbezogenen Fragestellungen, die Moraw an die Verfassungsgeschichte herantrug und zu deren Bearbeitung die Verfügbarkeit möglichst vieler Quellen zwingend erforderlich war. Somit wurde er zum Vordenker für eine Erweiterung des Erfassungsrahmens der *Regesta Imperii*, in die „alle direkten und indirekten Zeugnisse schriftlichen wie mündlichen Regierens“ sowie „die datierbaren Verweise auf erzählende Quellen“ einzubeziehen und mit den Regestensammlungen der Kurfürsten, Fürsten und Stände zu verknüpfen seien.

In den folgenden Beiträgen der Sektion wurden Themenfelder und Konzepte, die wesentlich von Moraw bearbeitet und geprägt worden waren, durch weiterführende Beiträge zur Diskussion gestellt. Michail Boitsov (Boykov) (Moskau) fragte in seinem Vortrag über „Elemente der politischen Retrospektion in der Goldenen Bulle 1356“, in welchem Umfang sich die Erinnerung an situationsbezogene Konflikte als Regelungsmaterien in der Goldenen Bulle wiederfänden. Er kam zum Ergebnis, dass die Goldene Bulle „eine nachgebeßerte Fassung der Vergangenheit“, keine „ausführliche Instruktion für die zukünftigen Königswahlen“

geboden habe. Oliver Auge (Kiel) setzte sich in seinem Vortrag über „Kleine Könige und minder mächtige Fürsten? Peter Moraw und das Phänomen ‚starker Herrschaft‘ im Spätmittelalter“ anhand nördlicher bzw. nordöstlicher Territorien mit Peter Moraws Einteilung des Reichs in Zonen unterschiedlicher Königsnähe bzw. -ferne, mit dessen Einteilung des Fürstenstands in vier Gruppen gemäß der Handlungsspielräume der Fürsten und mit dessen Bewertungsmaßstäben für starke und schwache Herrschaft auseinander. Aus Auges landesgeschichtlichen Perspektive erwiesen sich Moraws aus Königsnähe und Hof- bzw. Reichstagsbeteiligung abgeleiteten Bedenkungskriterien als problematisch. Auch die Kriterien für Moraws Einordnung von Königen als „kleine“ Könige wurde von Auge kritisch hinterfragt. Martin Bauch (Darmstadt/Rom) wandte sich in seinem Vortrag „Herrschen mit den Heiligen? Das hegemoniale Königtum Karls IV. jenseits der Politik- und Verfassungsgeschichte“ der von Peter Moraw am höchsten geschätzten Herrscherpersönlichkeit des Spätmittelalters zu. Dabei untersuchte er, wie Karl IV. seinen universalen Herrschaftsanspruch auch sakral zu fundieren strebte. Mit seinem Vortrag dokumentierte Bauch auf eindrucksvolle Weise, wie durch kultur- und religionsgeschichtliche Herangehensweisen, die Moraw selbst fremd gewesen waren, weiterführende, aber mit Moraws Ergebnissen kongruierende Thesen formuliert werden können.

Auch Gabriel Zeilinger (Kiel) setzte sich in seinem Vortrag „Anwesenheit und Abwesenheit. Hoffeste, Kriege und die ‚Verdichtung‘ des Reichs im 15. Jahrhundert“ mit einer Zentralethese Moraws, nämlich der des Übergangs von einer „Offenen Verfassung“ des römisch-deutschen Reichs zu Beginn des Spätmittelalters zur „gestalteten Verdichtung“ und damit mit dem Schlüsselbegriff der „Verdichtung“ auseinander. Von Moraw institutionell aufgefasst und auf König und Reich bezogen, nahm Zeilinger Verdichtungsprozesse innerhalb der Territorien in den Blick. Zudem adaptierte er den Begriff „Verdichtung“ für die Analyse der Wirkungen fundamentaler fürstlicher Praktiken: des Feierns von Festen und des Führens von Kriegen.

Nach Zeilinger führte die Konzentration von Macht in den Händen fürstlicher und städtischer Obrigkeiten während der Kriege nicht zu einem unumkehrbaren Prozess territorialer Verdichtung, sondern sie blieb beschränkt auf die Zeit der Auseinandersetzungen. Julia Burkhardt (Heidelberg) erinnerte in ihrem Vortrag „Vom Hoftag zur Reichsversammlung. Politische Willensbildung in Mitteleuropa“ an die Verdienste Peter Moraws um die Erforschung des Hof- bzw. Reichstags im Römisch-Deutschen Reich. Den eigenen Forschungen zu den Reichsversammlungen unter Kaiser Friedrich III. legte Burkhardt ein „Verständnis von ‚Politik‘ als einem Handlungsraum“ zugrunde, „in dem verschiedene Akteure um die Herstellung, Durchsetzung, Kommunikation und Darstellung von Entscheidungen ... und mithin auch um die Bestätigung, Erneuerung und Stabilisierung der Ordnung ihres Miteinanders“ rangen. Dabei konzentrierte sie sich auf eine Untersuchung der „institutionellen Voraussetzungen der politischen Willensbildung“, die „Handlungsstrategien der beteiligten Akteure“ sowie auf „Mechanismen“ zur Stabilisierung der politischen Ordnung. Ein Ausblick auf noch offene Forschungsfelder beschloss den Vortrag.

In der zweiten, „Residenzen und Regionen“ betitelten Sektion bot Werner Paravicini (Kiel) in seinem Vortrag über „Residenz, Hof, Dynastie: Peter Moraw in der Arbeit der Residenzen-Kommission“ zunächst einen persönlichen Rückblick auf die Persönlichkeit Peter Moraws. Dessen Anteil an der Fortentwicklung des von Hans Patze geprägten Ansatzes der Residenzen-Kommission machte Paravicini zunächst an einer ebenso programmatischen wie kritischen Rezension aus dem Jahre 1991 fest. Freilich traf die Residenzen-Kommission die von Moraw geäußerte Kritik zur Unzeit, denn es überschritten sich der Druck der Rezension und das Erscheinen von neuen programmatischen Verlautbarungen der Residenzen-Kommission. Für die Folgezeit wies Paravicini auf die Anregungen hin, die die Residenzen-Kommission Moraw seit dessen Wahl in die Kommission verdankte. Enno Bünz (Leipzig/Dresden) wandte sich in seinem Vortrag „Zwischen Kirche und Welt – Peter

Moraw und die Erforschung des weltlichen Kollegiatstifts“ dem Forschungsfeld Stiftskirchenforschung zu. Zu diesem hatte Peter Moraw mit seiner Dissertation über das Stift St. Philipp zu Zell seinen ersten Beitrag geliefert; weitere programmatische Aufsätze folgten. Neben den Systematisierungsleistungen, die Moraw auch für die Stiftskirchenforschung erbrachte, betonte Bünz als Verdienst Moraws, von der geistlich begründeten Abwertung der Stiftskirchen abgesehen und diese vielmehr in ihren sozialen Funktionen, ja in ihrem „säkularen Eigenwert“ (so der Moderator Andreas Rüther) als „Stätte der Begegnung von Kirche und Welt“³ gewürdigt zu haben.

Die dritte Sektion stand im Zeichen der Personenforschung. Christian Hesse (Bern) stellte zunächst das „Repertorium Academicum Germanicum“ vor, ein im Rahmen des Akademienprogramms gefördertes Langzeitprojekt, das seit 2001/02 an den Arbeitsstellen Gießen und Bern betrieben wird. Es nahm seinen Ausgangspunkt von der von Peter Moraw vielfach postulierten Bedeutung der Personen- und Elientforschung. Als Arbeitsgrundlage für weiterführende Forschungen auf diesem Feld bietet die online verfügbare RAG-Datenbank (www.rag-online.org) eine Erhebung, Aufarbeitung und Bereitstellung von biographischen Daten (etwa Examina, Pfründenbesitz, Ämter, Tätigkeiten) zu allen Gelehrten im Römisch-Deutschen Reich in der Zeit zwischen 1250 und 1550. Ergebnisse wertvoller Grundlagenforschung bot Petr Elbel (Brünn/Wien) im zweiten Vortrag dieser Sektion zum Thema „Personenforschung zum Hof Kaiser Sigismunds am Beispiel der Böhmen am Hof Sigismunds“. Dabei entwickelte er ein mehrphasiges Modell der Einbindung von Adligen in den Hof Sigismunds, das zugleich die wechselhafte Akzeptanz der Regentschaft Sigismunds in Böhmen widerspiegelt. Darüber hinaus konnte Elbel aufzeigen, dass die böhmischen Höflinge keinen homogenen Personenverband am Hof Sigismunds bildeten, sondern ihrerseits Personenverbänden angehörten, die politische Protagonisten um sich scharten.

In der vierten und letzten Sektion wurden vier Vorträge gebündelt, die der Sozial- und Ver-

fassungsgeschichte des Alten Reichs sowie dessen Konzeptionalisierung gewidmet waren. Thomas Zotz (Freiburg) ließ als langjähriger Vorsitzender des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte „Peter Moraw und de(n) Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte“ Revue passieren. Moraws Leistung für die Neukonzeption der Universitätsgeschichte galt der Beitrag von Matthias Asche (Tübingen) über „Peter Moraw und die Anfänge der deutschen Forschungen zur Sozialgeschichte der Universität“. Dabei grenzte Asche die Universitätsgeschichte älterer Prägung, die – gleichsam romantisch-idealisiert – den Mythos der angeblich allein Forschung und Lehre verpflichteten, sozialen Aufstieg ermöglichenden Universität Humboldt’scher Prägung ins Mittelalter zurückverlagerte, von Moraws Ansatz ab, der, auf personen- und sozialgeschichtliche Daten basierend, in Anlehnung an die westeuropäische Forschung die mittelalterlichen Universitäten als „Knotenpunkte von Personalbeziehungen“ betrachtete.

In seinem Beitrag „Peter Moraw – Von Heidelberg zur ZHF“ thematisierte Bernd Schneidmüller (Heidelberg) den von Moraw programmatisch geforderten und selbst geleisteten Brückenschlag zur Frühen Neuzeit, indem er das Profil der „Zeitschrift für Historische Forschung“ darstellte, zu deren erstem Herausbergremium Peter Moraw gehörte. Die ZHF war nach Schneidmüller infolge der prägenden Impulse, die Peter Moraw und Volker Press der Zeitschrift gaben, außerdem stark der Sozial-, Verfassungs- und Strukturgeschichte verpflichtet. Während die Zusammenführung von Spätmittelalter und Früher Neuzeit unter dem (mittlerweile problematisch gewordenen) Label eines „Alteuropäischen Zeitalters“ und die Profilierung beider Subepochen als Forschungsfelder mit großem Erkenntnispotenzial zweifellos ein bleibendes Verdienst der ZHF darstellt, sah Schneidmüller in der Dominanz der Sozial- und Verfassungsgeschichte innerhalb der ZHF den Grund dafür, dass weder die „kulturgeschichtliche(.) Renaissance-Forschung“ aufgenommen noch spätere „turns“ von der ZHG lanciert wurden.

Der letzte Beitrag der Tagung war Georg Schmidt (Jena) zu verdanken. In seinem Vortrag „Verdichtung“ als Konzept frühneuzeitlicher Verfassungsgeschichte“ erläuterte der Referent gleichsam werkimmanent Moraws Konzept der „Verdichtung“, mit dem dieser habe zeigen wollen, dass Deutschland im Vergleich zum Westen Europas „zwar verspätet, aber nicht prinzipiell anders“ gewesen sei. Das „Zeitalter der Verdichtung“ sei daher parallel zur Koselleck’schen „Sattelzeit“ um 1800“ für die „Transformationsphase“ zwischen 1470 und 1555 konstruiert. Es sei zur Erklärung des Prozesses der Staatswerdung bzw. der „Mehrebenen-Staatsbildung“ hin formuliert und könne europaweit analoge Prozesse beschreiben, solle aber nicht auf andere Zeiten und Entwicklungen übertragen werden.

Alle Vorträge der Tagung wurden lebhaft diskutiert. Manche Beiträge legten eher den Akzent auf die Forschungsgeschichte, andere auf die Impulse, die von den Moraw’schen Konzepten für künftige Forschungen ausgehen können. „Interpretatio authentica“ und „rélecture“, kritisches Hinterfragen und Weiterentwickeln der Thesen unter Ausnutzen der ihnen innewohnenden inspirierenden Potenziale, forschungsgeschichtliche Kontextualisierung und weiterführende Adaptation waren demnach die Pole von Vorträgen und Diskussion. Bei den Diskussionen schien sich abzuzeichnen, dass die Moraw’schen Begriffe und Konzepte noch stärker als die inhaltlich definierten Forschungsfelder Anknüpfungspunkte für produktive Adaptation bieten. Doch gerade Petr Elbels Vortrag zeigte paradigmatisch, welche grundsätzlich neuen wertvollen Erkenntnisse Grundlagenforschung auf den von Moraw benannten Feldern erbringen kann. Insgesamt scheint

sich die neuere Forschung unter dem Einfluss kulturgeschichtlicher Fragestellungen jedoch eher zu sozialen Praktiken und Akteuren, zu Denk- und Vorstellungswelten, zu Habitus und Performativität als zu als Cluster betrachteten und summarisch analysierten Personenverbänden hinzuwenden. Auch den „blinden Flecken“ innerhalb des Moraw’schen Ordnungssystems, Kultur und Religion, Kirche in ihrem Eigenwert und Konfession, schenkt sie viel stärkere Beachtung. Wie inspirierend Peter Moraws Werk jedoch nach wie vor für künftige Forschungen ist, wurde durch die Vorträge der Tagung und die anschließenden Diskussionen eindrucksvoll untermauert.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Würdigungen Peter Moraws anlässlich seines 60. und 70. Geburtstags sowie seines Todes: Rainer C. Schwinges, Vorwort, in: Über König und Reich. Aufsätze zur deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters, hg. von Rainer Christoph Schwinges, Sigmaringen 1995, S. XIII–XV; Oliver Jungen, Königsnaher Staatsfeind. Der Gießener Mittelalterhistoriker Peter Moraw wird siebzig, in: FAZ, 30. 8. 2005, Nr. 201, S. 36; Stefan Tebruck, Zum Tod von Prof. Dr. phil. Dr. h. c. Peter Moraw († 8. April 2013), in: <http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/fb04/institute/geschichte/nachruf>; Johannes Kunisch, Nachruf auf Peter Moraw, in: ZHF 40 (2013), S. 181f.; Frank Rexroth, Nekrolog Peter Moraw (1935–2013), in: HZ 297 (2013), S. 877–880; Werner Paravicini, Peter Moraw, in: Mitteilungen der Residenzen-Kommission N. F. 2 (2013), S. 11–22; sowie künftig: Eva-Marie Felschow, Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Moraw, in: MOHG 98 (2013).

² Wörtliche Zitate beruhen hier und im Folgenden auf den Vortragsmanuskripten bzw. Abstracts der Redner; bei Moderationszitaten auf Mitschriften.

³ Peter Moraw, Über Typologie, Chronologie und Geographie der Stiftskirche im deutschen Mittelalter, in: Untersuchungen zu Kloster und Stift, hg. vom Max-Planck-Institut für Geschichte (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 68), Göttingen 1980, S. 9–37; ND in: Über König und Reich, hg. von Rainer Chr. Schwinges, Sigmaringen 1995, S. 151–174, hier S. 153.

Annette Huppert

Inklusion in hessischen Schulen

Bericht über die Vortragsreihe an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Im Wintersemester 2013/2014 haben die Arbeitsstelle für Inklusion (Lernwerkstatt) am Institut für Heil- und Sonderpädagogik und das Referat Lehrerfortbildung am Zentrum für Lehrerbildung der Justus-Liebig-Universität Gießen in Kooperation mit dem Staatlichen Schulamt Gießen zu einer Vortragsreihe mit dem Titel „Inklusion in hessischen Schulen“ eingeladen. Die Reihe wurde unter anderem von der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) und dem Präsidium der Justus-Liebig-Universität Gießen gefördert.

Das Thema Inklusion steht auf der deutschen Bildungsagenda weit vorne. Alle Länder bemühen sich darum, die Aufgaben, die sich aus der Ratifizierung der „UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderung“ ergeben, umzusetzen. Im Bildungsbereich wirft dies konkret die Frage nach einer *Schule für Alle* in umfassender Weise neu auf: Wie kann es gelingen, ein inklusives Bildungssystem so zu gestalten, dass Kinder und Jugendliche mit durchschnittlicher Begabung, mit Einschränkungen oder Behinderungen, Kinder mit Hochbegabung wie auch Kinder aus sozial benachteiligten Verhältnissen oder aus Migrantenfamilien in der allgemeinen Schule gemeinsam unterrichtet werden?

Diese Frage wird in Universitäten, in Ministerien und Schulverwaltungen, in den verschiedenen Schulformen und den Unterstützungssystemen kontrovers diskutiert.

Die Vortragsreihe zielte darauf ab, die Herausforderungen und Chancen, die in der Verpflichtung zur inklusiven Bildung liegen, aufzuzeigen, die Diskussion unter den beteiligten Institutionen und Personen anzuregen und die Weiterentwicklung der pädagogischen und bildungspolitischen Konzepte zu unterstützen. Sie richtete sich daher an Hochschulmitglieder ebenso wie an Mitarbeiter und Mitarbeite-

rinnen aus der Schulverwaltung, an Lehrkräfte und die interessierte Öffentlichkeit.

Die Reihe bestand aus vier Veranstaltungen, zu denen neben Vorträgen auch eine Podiumsdiskussion und ein Markt der Möglichkeiten gehörten.

Am 26. 9. 2013 hat Prof. Dr. Dieter Katzenbach (Goethe-Universität Frankfurt) die Reihe mit einem Vortrag zum Thema „Inklusion – Zumutung und Chance für Schule und Unterricht“ eröffnet. Die Chancen – so Prof. Katzenbach – seien durch die Erfüllung eines verbrieften Menschenrechtes auch darin zu sehen, dass alle Kinder von einer solchen Entwicklung profitieren werden, weil jedes einzelne Kind mit seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen (für das Lernen) in den Blick genommen werde, Wertschätzung erfahre und keine Beschämung in der Schule befürchten müsse.

Andererseits bedeute der Umbau eines derart komplexen Systems wie der Schule selbstverständlich auch eine Reihe von Zumutungen – und nicht zuletzt –, insbesondere in der Zeit des Systemumbaus – auch einen deutlich erhöhten Ressourceneinsatz.



Abb. 1: Prof. Dr. Dieter Katzenbach

INKLUSION IN HESSISCHEN SCHULEN

25.09.2013

16:15 UHR - 18:45 UHR
AULA DES UNIVERSITÄTS-
HAUPTGEBÄUDES,
LUDWIGSTRASSE 23

VORTRAG VON PROF. DR. KATZENBACH
ZUMUTUNG UND CHANCE FÜR SCHULE UND UNTERRICHT -
ÜBER INKLUSION UND IHRE GELINGENSBEDINGUNGEN.

**ANSCHLIESSEND: PODIUMSDISKUSSION
ZUM THEMA WIE KÖNNEN WIR MIT DEN AKTUELLEN
RESSOURCEN INKLUSION UMSETZEN?**

30.10.2013

16:15 UHR - 17:45 UHR
PHILOSOPHIKUM II,
RAUM B030,
KARL-GLÖCKNER-STRASSE 21

VORTRAG VON PROF. EM. DR. DEPPE-WOLFINGER VON DER
INTEGRATION ZUR INKLUSION FORTSCHRITT ODER RÜCKSCHRITT?

**ANSCHLIESSEND: GELEGENHEIT ZUM
AUSTAUSCH IN DEN RÄUMEN DER
LERNWERKSTATT / ARBEITSSTELLE FÜR INKLUSION**

27.11.2013

16:15 UHR - 17:45 UHR
PHILOSOPHIKUM II,
RAUM B030,
KARL-GLÖCKNER-STRASSE 21

DIE OFFENE SCHULE KASSEL-WALDAU, VERSUCHSSCHULE DES
LANDES HESSEN VORSTELLUNG DURCH G. VATER (SCHULLEITER)

**ANSCHLIESSEND: GELEGENHEIT ZUM
AUSTAUSCH IN DEN RÄUMEN DER
LERNWERKSTATT / ARBEITSSTELLE FÜR INKLUSION**

12.02.2014

16:15 UHR - 18:45
AULA DES UNIVERSITÄTS-
HAUPTGEBÄUDES,
LUDWIGSTRASSE 23

VORTRAG VON PROF. DR. VON STECHOW
INKLUSION ALS WEG ZUR BILDUNGSGERECHTIGKEIT?

**ANSCHLIESSEND: MARKT DER MÖGLICHKEITEN MIT
BEST PRACTICE BEISPIELEN
ZUR INKLUSIVEN BESCHULUNG**

IN KOOPERATION MIT

Abb. 2: Plakat zur Vortragsreihe

An diesen Vortrag schloss sich eine Podiumsdiskussion mit Vertreterinnen und Vertretern der Stadt Gießen (Stadträtin Astrid Eibelshäuser), des Staatlichen Schulamtes Gießen/Vogelsbergkreis (Volker Karger), der Justus-Liebig-Universität Gießen (Dr. Arno Koch) und der Integrierten Gesamtschule Busecker Tal (Hans Zessin) an. Unter der Moderation von Herrn Klaus Pradella (Hessischer Rundfunk) diskutierten die Teilnehmer/innen die Frage, wie und mit welchen Ressourcen ein solcher Umbau gelingen kann.

Am 30. 10. 2013 hat Prof. Dr. em. Helga Deppe-Wolfinger (Goethe-Universität Frankfurt) die Vortragsreihe zu dem Thema „Von der Integration zur Inklusion – Fortschritt oder Rückschritt?“ weitergeführt und aus ihrer langjährigen Arbeit in der inklusiven Arbeit an Schulen berichtet.

Am 27. 11. 2013 fand die dritte Veranstaltung der Reihe „Inklusion in hessischen Schulen“ statt. Gerhard Vater, der Schulleiter der Offenen Schule Kassel-Waldau, berichtete gemeinsam mit Andrea Michel, einer Förderschullehrkraft

der Schule, von der Entwicklung der Gesamtschule. Ausgehend von einer desolaten Situation als Schule im sozialen Brennpunkt hat sie sich zu einer sehr erfolgreichen Einrichtung entwickelt. Heute werden etwa 900 Schülerinnen und Schüler aus 24 Nationen sowie Schülerinnen und Schüler mit und ohne Behinderung gemeinsam unterrichtet. Für die engagierte und erfolgreiche Arbeit wurde der Schule Anfang 2013 der Jakob-Muth-Preis für inklusive Arbeit verliehen.

Am 12. 2. 2014 hat Prof. Elisabeth von Stechow, die seit 2013 die Professur für Pädagogik bei Beeinträchtigung der emotional-sozialen Entwicklung an der Justus-Liebig-Universität innehat, die Reihe mit einem Vortrag zu der Frage „Inklusion als Weg zur Bildungsgerechtigkeit?“ abgeschlossen. Auf dem sich daran anschließenden „Markt der Möglichkeiten“ haben Schulen und außerschulische Projekte ihre inklusive Bildungsarbeit vorgestellt.

Die Vortragsreihe war in jeder ihrer Veranstaltungen mit 120–160 Teilnehmern und Teilnehmerinnen sehr gut besucht und wurde von



Abb. 3: Markt der Möglichkeiten

diesen sehr positiv beurteilt. Der Wunsch nach einer Fortführung und Vertiefung des Themas unter Einbezug weiterer, von der inklusiven Entwicklung an Schulen betroffener Arbeitsfelder und konkreter Handlungspraxen wurde mehrfach geäußert.

Alle Vorträge können online abgerufen werden unter

www.uni-giessen.de/cms/inklusionanschulen

Wir bedanken uns bei der GHG für die großzügige Unterstützung dieser Vortragsreihe.

Kontakt:

Annette Huppert
Zentrum für Lehrerbildung
Rathenaustraße 8, 35394 Gießen
Annette.Huppert@zfl.uni-giessen.de

Barbara Klocke
Arbeitsstelle für Inklusion/Lernwerkstatt
Karl-Glöckner-Straße 21 B, 35394 Gießen
Barbara.Klocke-Weinel@erziehung.uni-giessen.de



Stefan Ottersbach

Benjamin Britten's „War Requiem“ op. 66, aufgeführt in Gießen am 8. und 9. Februar 2014

Ein Entstehungsbericht

Zum Jubiläumsjahr der Justus-Liebig-Universität Gießen 2007 führte das Universitätsorchester gemeinsam mit den Choristen der Petruskantorei, der Kantorei an der Johanneskirche, Schülern der Liebigschule, dem Kinderchor des Stadttheaters Gießen und sieben internationalen Solisten unter meiner Leitung die 8. Sinfonie „Symphonie der Tausend“ von Gustav Mahler im Audimax der Universität auf. Erstmals traten bei diesem Konzert die sonst unabhängig voneinander tätigen Klangkörper zusammen auf. Der Erfolg dieser Konzerte führte 2009 zu einer Wiederholung der Zusammenarbeit mit zwei Aufführungen von Carl Orffs „Carmina Burana“, die ich mit der Aufführung von Kurt Weills 2. Sinfonie verband. Zusätzlich wurde dabei mit Studierenden des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft der JLU ein die musikalische Aufführung erweiterndes Licht- und Videokonzept entwickelt. Beide Produktionen fanden beim Publikum und der Presse großen Anklang. Seitdem wurde ich immer wieder gefragt, ob ich mir vorstellen könnte, ein weiteres Mal ein repräsentatives Werk für alle Beteiligten einzustudieren. Da ich der Überzeugung bin, dass solche Projekte nur dann sinnvoll sind, wenn man ein Werk plant, das nicht von den einzelnen Klangkörpern allein zu bewältigen ist, sondern nur gemeinsam zu realisieren ist, ist die Auswahl schon aus vokal- und instrumentaltechnischer Hinsicht etwas eingeschränkt.

Seit 2010 hatte sich dann allerdings die Idee „War Requiem“ in meinem Kopf festgesetzt, das für alle Beteiligten eine immense Herausforderung darstellt. Allein für das Orchester benötigt man nicht nur ein sehr gut disponiertes groß besetztes Sinfonieorchester, auch das Kammerorchester erfordert Musiker, die technisch höchst anspruchsvolle Partien solistisch

vorzutragen im Stande sind. Da ein Universitätsorchester naturgemäß einer relativ hohen Fluktuation bei der Zusammensetzung unterliegt, ist es für mich ein absoluter Glücksfall, dass gerade jetzt ein Zeitfenster ist, in dem die Besetzung diese verschiedenen hohen Anforderungen an die Qualität der Musiker zulässt. Damit konnte ich die Planungen für das „War Requiem“ in Gießen beginnen.

Vorab eine kurze Einführung: Benjamin Britten (1913–1976) schrieb das Werk anlässlich der Einweihung der St. Michael's Cathedral von Coventry, die in direkter Nachbarschaft zu den Trümmern der bei einem deutschen Luftangriff im 2. Weltkrieg zerstörten alten Kathedrale 1962 eingeweiht wurde. Ergänzend zur Komposition der überlieferten lateinischen Totenmesse integrierte er vertonte Gedichte des im 1. Weltkrieg gefallenen Dichters Wilfred Owen (1893–1918), in denen dieser in expressiver Weise die Gräueltaten des Krieges darstellt. Die lateinischen Teile werden musikalisch von großem Chor, großem Orchester und Solosopran übernommen, die Owen-Gedichte von Tenor, Bariton und Kammerorchester. Als dritte musikalische Ebene führt Britten noch einen Knabenchor ein, der musikalisch unabhängig vom übrigen Geschehen sinnbildlich für die in den Kriegen geopfertene Jugend Europas steht und daher fast engelsgleich klingt. Für die Uraufführung sah Britten bei der Besetzung der drei Solopartien mit der Sopranistin Galina Wischnewskaja, dem Tenor Peter Pears und dem Bariton Dietrich Fischer-Dieskau Sänger aus ehemals verfeindeten Nationen vor. Leider erhielt in Zeiten des kalten Kriegs Galina Wischnewskaja keine Ausreisegenehmigung, so dass Heather Harper bei der Uraufführung den Sopranpart übernehmen musste. Bei der Erstaufführung des Werks unter der Leitung des Komponisten

konnte dann aber die ursprünglich geplante Besetzung mitwirken. Bis heute ist diese Einspielung die Referenzaufnahme jeder neuen Interpretation.

Für die geplante Gießener Einstudierung des „War Requiems“ stellte sich mir die Frage nach dem Aufführungsort. Meines Erachtens ist ein Konzertsaal nur sehr bedingt geeignet, dem Inhalt dieser Komposition gerecht zu werden. Daher bin ich Herrn Pfarrer Hans Joachim Wahl von der St.-Bonifatius-Gemeinde in Gießen überaus dankbar, dass er sich sofort bereit erklärte, seine Kirche für dieses Projekt zu öffnen. In jeglicher Weise haben er und der Küster der Gemeinde, Herr Gerardus Pellekooorne, uns großartig unterstützt. Allein die den gesamten Altarraum ausfüllenden Podeste für die Chöre und der Aufbau für das Orchester mit reichhaltigem Schlagwerk mussten von Donnerstagmittag bis Sonntagabend im Altarraum verbleiben, so dass natürlich die Durchführung der Heiligen Messen ein wenig beeinträchtigt war. Die einführenden Worte von Pfarrer Wahl zu Beginn der Konzerte waren für alle eine große Bereicherung und machten deutlich, wie sehr sich die Gemeinde diesen Konzerten verbunden fühlte.

Nach der Absicherung des Aufführungsortes bereitete es glücklicherweise keine große Mühe, die beteiligten Chorleiter Marina Sagorski (Petruskantorei), Christoph Koerber (Kantorei an der Johanneskirche und Jugendchor der Johanneskirche) und Ralf Stiewe (Chor der Katholischen Hochschulgemeinde) für eine gemeinsame Aufführung zu begeistern. Das Feuer, mit dem wir dann alle ab Beginn des Wintersemesters 2013/14 in die ersten Proben hinein gingen, ließ uns auch die ein oder andere schwierige Situation überstehen. Diese entstehen allein durch die Tatsache, dass an verschiedenen Orten erst einmal unabhängig voneinander geprobt wird. Diese getrennten Proben sind nötig, um die eigenen Chor- und Orchesterpartien zu lernen. Erst drei Wochen vor der Aufführung werden Chöre und Orchester erstmals zusammengeführt. Das war ein langer und manchmal auch steiniger Weg, der sich aber letztendlich durch den Enthusiasmus der musikalischen Leiter und die Begeisterungsfähigkeit der Mitwirkenden bewältigen ließ.

Die Besetzung der drei Solopartien ist beim „War Requiem“ nicht ganz so einfach, da man zum einen eine Sopranistin finden muss, die mühelos gegen einen großen Chor und ein großes Orchester ansingen kann, und dazu einen Tenor und einen Bariton, die sehr viel liedhafter und kammermusikalischer die Owen-Vertonungen mit dem Kammerorchester darstellen können. Mit der Opernsängerin Sybille Plocher und den auch in der Gestaltung barocker Werke sehr erfahrenen Michael Connaire (Tenor) und Gregor Finke (Bariton) konnte ich Künstler verpflichten, die den Ansprüchen, die das Werk an die Solisten stellt, in für mich idealer Weise gerecht wurden. Ein wundervoller Moment war für alle Beteiligten die Probe am Donnerstagabend vor den Konzerten, in der erstmals in der Bonifatiuskirche alle Solisten, Chöre und Orchester zusammen klangen. In einem solchen Moment entsteht für mich ein musikalischer Quantensprung, der sich dann auch in den beiden Aufführungen des „War Requiems“ niederschlug.

Obwohl zahlreiche Mitglieder des Universitätsorchesters zusätzlich zu ihren musikalischen Aufgaben vom Kassendienst über Podestauf- und -abbau, als Autoren und Übersetzer im Programmheft über die Gestaltung desselben und vielem mehr, die finanziellen Aufwendungen soweit wie möglich in Grenzen zu halten versuchten, ist eine Aufführung des „War Requiems“ in finanzieller Hinsicht immer ein Kraftakt und auch ein gewisses Wagnis, da man ja nicht unbedingt sicher sein kann, wie die Aufführungen besucht sein werden. Zu unserer aller Freude wurde die Gießener Erstaufführung sehr gut vom Gießener Publikum angenommen. Trotzdem hatten wir Ausgaben in beträchtlicher Höhe, bedingt durch Solistenhonorare, Notenmaterialausleihgebühr, einiger weniger Orchesteraushilfshonorare, sowie Gebühren für die Flügelausleihe und die der Chropodeste und Scheinwerfer samt Scheinwerfermasten. Aus diesem Grund bin ich der Gießener Hochschulgesellschaft überaus dankbar, dass sie mit ihrer großzügigen Unterstützung zur finanziellen Planungssicherheit beigetragen hat.



Orchester und Chöre mit Universitäts-Musikdirektor Stefan Ottersbach in der St. Bonifatiuskirche in Gießen.

(Foto: Frank Beck, Gießen)

Abschließend hoffe ich, dass alle Beteiligten mit diesen Aufführungen des „War Requiems“ von Benjamin Britten, die 100 Jahre nach Beginn des 1. Weltkriegs, 75 Jahre nach Beginn des 2. Weltkriegs, 25 Jahre nach dem Mauerfall und nicht zuletzt 70 Jahre nach der Bombardierung Gießens stattfanden, dazu beigetragen

haben, mit Hilfe dieser eindrücklichen Musik die einleitenden Worte von Pfarrer Wahl im Gedächtnis zu bewahren: Krieg ist Sünde!

Kontakt:

Stefan.Ottersbach@musik.uni-giessen.de

VI. Personalia





Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Rechtswissenschaft

W3-Professur für Öffentliches Recht:

Dr. iur. *Steffen Augsburg*, vorher Professor an der Universität des Saarlandes.

W3-Professur für Strafrecht und Strafprozessrecht:

Dr. iur. *Bernhard Kretschmer*, vorher Professor an der Universität Bochum.

W3-Professur für Bürgerliches Recht, Rechtsphilosophie:

PD Dr. iur. *Marietta Auer*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität München.

W3-Professur für Öffentliches Recht:

Dr. iur. *Jürgen Bast*, vorher Professor an der Universität Nijmegen.

W3-Professur für Fachjournalistik Geschichte – Geschichte in Medien und Öffentlichkeit:

PD Dr. phil. *Ulrike Weckel*, vorher Akademische Oberärztin an der Universität Bochum.

Sprache, Literatur, Kultur

W2-Professur für Romanische Literatur- und Kulturwissenschaft:

PD Dr. phil. *Kirsten von Hagen*, vorher Akademische Rätin an der Universität Mannheim.

W3-Professur für Germanistische Literaturdidaktik:

Dr. phil. *Thomas Möbius*, vorher Professor auf Zeit an der RWTH Aachen.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Pädagogik des Jugendalters:

PD Dr. phil. *Christine Wiezorek*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Jena.

W3-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Internationale Beziehungen:

Dr. rer. soc. *Helmut Breitmeier*, vorher Professor an der Fernuniversität Hagen.

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Beeinträchtigung der Sprache und des Sprechens:

PD Dr. phil. *Susanne van Minnen*, vorher Vertreterin einer Professur an der Universität Gießen.

W3-Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Allgemeine Soziologie:

Dr. phil. *Encarnación Gutiérrez Rodríguez*, vorher Senior Lecturer an der University of Manchester.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W2-Professur für Systematische Theologie/Ethik:

PD Dr. theol. *Roderich Barth*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Halle-Wittenberg.

W2-Professur für Südosteuropäische Geschichte:

Dr. phil. *Stefan Rohdewald*, vorher Akademischer Rat auf Zeit an der Universität Passau.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W1-Professur für Experimentelle Plasmaphysik:

Dr. rer. nat. *Slobodan Mitić*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für extraterrestrische Physik, Garching.

W2-Professur für Rastertunnelmikroskopie und Cluster-Oberflächen-Dynamik:

Dr. rer. nat. *Michael Dürr*, vorher Professor an der Hochschule Esslingen.

W3-Professur für Plasma- und Raumfahrtphysik:

Dr. rer. nat. *Markus Thoma*, vorher Senior Scientist am Max-Planck-Institut für extraterrestrische Physik, Garching.

W2-Professur für Raumfahrzeuge:

Dr.-Ing. *Klaus Hannemann*, vorher Deutsches Luft- und Raumfahrtzentrum, Göttingen.

Biologie und Chemie

W2-Professur für Mikrobiologie:

Dr. rer. nat. *Kai Thormann*, vorher Arbeitsgruppenleiter am Max-Planck-Institut für terrestrische Mikrobiologie, Marburg.

W2-Professur für Organische Chemie:

PD Dr. rer. nat. *Hermann A. Wegner*, vorher Nachwuchsgruppenleiter an der Universität Basel.

W3-Professur für Systembiologie mit dem Schwerpunkt Genomik, Proteomik und Transkriptomik:

Dr. rer. nat. *Alexander Goesmann*, vorher Akademischer Rat an der Universität Bielefeld.

Agrarwissenschaften, Ökotropologie und Umweltmanagement

W2-Professur für Biochemie der Nutzpflanzen:

PD Dr. rer. nat. *Frederik Börnke*, vorher Akademischer Oberrat an der Universität Erlangen-Nürnberg.

W3-Professur für Pflanzenzüchtung:

PD Dr. rer. nat. *Rod Snowdon*, vorher Akademischer Oberrat an der Universität Gießen.

Veterinärmedizin

W1-Professur für Klinische Virologie:

Dr. med. vet. *Gergely Tekes*, Ph.D., vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Harvard Medical School, Boston, USA.

Medizin

W3-Professur für Kardiologie – Angiologie:

Prof. Dr. med. *Christian Hamm*, Ärztlicher Direktor an der Kerckhoff-Klinik, Herz- und Thoraxzentrum Bad Nauheim.

W3-Professur für Innere Medizin mit dem Schwerpunkt Endokrinologie und Diabetologie:

Dr. med. *Andreas J. Schäffler*, vorher Akademischer Direktor an der Universität Regensburg.

Zu außerplanmäßigen Professorinnen und Professoren wurden ernannt

PD Dr. theol. *Wolfgang Achtner*, Hochschulpfarrer der Evangelischen Studentengemeinde an der JLU, für das Fachgebiet Systematische Theologie.

PD Dr. med. *Wolfgang Böcker*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik und Poliklinik für Unfallchirurgie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Orthopädie und Unfallchirurgie.

PD *Rolf Lutz Eckstein*, Ph.D., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Landschaftsökologie und Landschaftsplanung, für das Fachgebiet Landschaftsökologie und Vegetationsökologie.

PD Dr. med. *Michael Franz*, Ärztlicher Direktor des Vitos-Klinikums Kurhessen, Bad Emstal, Kassel und Hofgeismar, für das Fachgebiet Psychiatrie und Psychotherapie.

PD Dr. med. *Matthias J. Müller*, Direktor der Vitos-Kliniken für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie Gießen und Marburg, für das Fachgebiet Psychiatrie.

PD Dr. med. *Matthias F. Müller*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Klinik für Anästhesiologie, Operative Intensivmedizin und Schmerztherapie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Anästhesiologie und Intensivmedizin.

PD Dr. med. *Frank Reichenberger*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Asklepios-Lungenfachklinik München-Gauting, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. vet. *Michael Röcken*, Leiter der Tierärztlichen Klinik Starnberg, für das Fachgebiet Pferdekrankheiten.

PD Dr. med. *Markus Schönburg*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung Herzchirurgie an der Kerckhoff-Klinik Bad Nauheim, für das Fachgebiet Herzchirurgie.

PD Dr. med. *Johannes Strunk*, Chefarzt der Klinik für Rheumatologie am Krankenhaus Porz/Rhein, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. *Joachim Teichmann*, Direktor der Klinik Innere Medizin I des Klinikums Lüdenscheid, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Honorarprofessuren

Dr. rer. nat. *Marcellus Peuckert*, Geschäftsführer der Firma Thermal Conversion Compound Industriepark Höchst GmbH (T2C), wurde eine Honorarprofessur übertragen.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. *Hermann Wilhelm Boland* (Institut für Agrarsoziologie und Beratungswesen)

Prof. Dr. rer. nat. *Wolfgang Gustav Claus* (Institut für Tierphysiologie)

Prof. Dr. *Adalbert Evers* (Institut für Wirtschaftslehre des Haushalts und Verbrauchsforschung)

Prof. Dr. Dr. h.c. *Wolfgang Friedt* (Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung I)

Dr. *Hildegard Geyer* (Biochemisches Institut)

Prof. Dr. *Johann-Bernhard Haversath* (Institut für Geographie/Bereich Didaktik der Geographie)

Dr. *Rimma Iozef* (Institut für Ernährungswissenschaft)

Dr. *Hans-Dieter Müller* (Institut für Anatomie und Zellbiologie)

Dr. *Karl-Heinz PaBler* (Hochschulrechenzentrum)

Prof. Dr. *Alfred Marius Pingoud* (Institut für Biochemie)

Prof. Dr. *Hans-Otto Walther* (Mathematisches Institut)

VII. Biographische Notizen



Biographische Notizen

Prof. Dr. Erhard Franz Kaleta, Jahrgang 1939, Abitur am Felix-Klein-Gymnasium in Göttingen.

Studium der Veterinärmedizin an der Tierärztlichen Hochschule Hannover 1958–1962, danach Assistent in tierärztlicher Praxis in Nord- und Westdeutschland.

1964–1965 Studium generale in Pilsen und Prag in der damaligen Tschechoslowakei.

1965–1970 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Geflügelkrankheiten, Direktor Prof. Dr. Dr. h.c. Otfried Siegmann.

1970–1971 DFG-Stipendiat im Department of Epidemiology and Preventive Medicine in der University of California, Davis, USA.

1971–1974 wissenschaftlicher Oberassistent und Abteilungsvorsteher im Institut für Geflügelkrankheiten.

1977 Habilitation mit dem Thema *Vermehrung, Interferenz und Interferonproduktion aviärer Herpesviren*.

1982 Berufung auf den Lehrstuhl und Direktor des Instituts für *Geflügelkrankheiten und Hygiene der Geflügelkrankheiten* am Fachbereich Veterinärmedizin der Gießener Universität.

2004–2007 sowie 2007–2009 „Selbstvertreter“ bis zur Berufung meines Nachfolgers Professor Dr. med. vet. Michael Lierz.

2009 Ehrenpromotion zum Dr. h.c. durch die Universität Leipzig.

2009 bis heute wissenschaftliche Publikationstätigkeiten aus dem Fachgebiet Infektionskrankheiten mit den Schwerpunkten Herpes-, Polyoma-, Influenza- und Paramyxoviren des Hausgeflügels, der Wild- und Zoovögel.

2013 Publikation meines Berichts über Tätigkeiten während meiner Zeit an der Gießener Universität unter dem Titel *Hausgeflügel, Zier- und Wildvögel sowie Reptilien* (Verlag Laufersweiler, Gießen, zwei Bände, ca. 800 Seiten. ISBN 978-3-8359-5994-1 und 978-3-8359-5995-8).

Forschungsschwerpunkte:

Diagnostik und Differenzialdiagnostik virusbedingter, parasitärer und bakterieller Krankheiten der Vögel, Immunprophylaxe mit virushaltigen Impfstoffen beim Hausgeflügel und bei Vögeln diverser Arten. Methodik zur Optimierung der eigenen Lehrveranstaltungen.

Publikationen:

Mehr als 200 Veröffentlichungen in englischer und deutscher Sprache in zahlreichen Fachzeitschriften über Geflügelkrankheiten und Hygiene der Geflügelhaltung.

Monografien und Buchbeiträge in:

A laboratory manual for the isolation, identification and characterization of avian pathogens (Hrsg. Dufour-Zavala, Linda et al., 1998). Mississippi State University Press, Jacksonville, Florida, USA.

Infectious diseases of wild birds (Hrsg. Nancy J. Thomas et al., 2007). Blackwell Publishing, Oxford, UK.

Avian Influenza (Hrsg. David E. Swayne et al., 2008). Blackwell Publishing, Oxford, UK.

Kompendium der Ziervogelkrankheiten (Hrsg. E. F. Kaleta und Maria Elisabeth Krautwald-Junghanns, 2011), bisher vier Auflagen, Schlütersche, Hannover.

Kompendium der Geflügelkrankheiten (Hrsg. O. Siegmann und U. Neumann, 2012), bisher sieben Auflagen. Schlütersche, Hannover.

Infectious diseases of wild mammals and birds in Europe (Hrsg. Gavier-Widén, Dolores et al., 2012). Blackwell Publishing, Oxford, UK.

Prof. Dr. iur. Bernhard Kempen, Jahrgang 1960.

Ausbildung:

1978–1983 Studium der Rechtswissenschaft an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken.

1983 Erste Juristische Staatsprüfung.

1986 Zweite Juristische Staatsprüfung.

1988 Promotion zum Dr. iur. utr. durch die Juristische Fakultät der Universität zu Köln, ausgezeichnet mit dem Kölner Universitätspreis.

1994 Habilitation an der Juristischen Fakultät der Universität zu Köln. Venia legendi für die Fächer „Öffentliches Recht“ und „Völkerrecht“.

Berufstätigkeit:

1986–1994 Wissenschaftlicher Mitarbeiter/wissenschaftlicher Assistent am Institut für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht der Universität zu Köln (Professor Dr. Hartmut Schiedermaier).

1987–1994 Dozent im Nebenamt an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Köln.

1995 Ruf an die Universität Konstanz (abgelehnt).

1995 Ruf an die Universität Würzburg (angenommen).

1995–2001 Inhaber des Lehrstuhls für Staatsrecht, Völkerrecht, Internationales Wirtschaftsrecht und Wirtschaftsverwaltungsrecht der Universität Würzburg.

1995–2000 Dozent im Nebenamt an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Würzburg.

1999–2001 Studiendekan der Juristischen Fakultät der Universität Würzburg.

2000–2001 Prodekan der Juristischen Fakultät der Universität Würzburg.

2001 Ruf an die Universität Köln (angenommen). Seit 2001 Direktor des Instituts für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht der Universität zu Köln; zugleich

Mitglied des Instituts für deutsches und europäisches Wissenschaftsrecht der Universität zu Köln und

Mitdirektor des International Investment Law Centre Cologne (IILCC). Seit 2004 zugleich Präsident des Deutschen Hochschulverbandes (DHV), Bonn.

Weitere berufliche Tätigkeiten:

Seit 1994 Mitglied der Deutschen Staatsrechtslehrervereinigung. Seit 1994 Mitglied der Deutschen Gesellschaft

für Völkerrecht. Seit 1994 Mitglied der International Law Association. 1995/96 Mitglied der internationalen Kommission zur Evaluierung des Eurofaculty-Programms der Ostseestaatenkonferenz in Litauen, Lettland und Estland. 1995–2001 Veranstalter der „Würzburger Universitätsreden zum Internationalen und Europäischen Währungsrecht“. 1995–2002 Member of the International Law Association Monetary Committee (MOCOMILA). 1995–2000 Mitglied der Hochschulrechtskommission des Deutschen Hochschulverbandes. Seit 1998 Mitglied der Wissenschaftlichen Arbeitsgruppe für weltkirchliche Angelegenheiten der Deutschen Bischofskonferenz. Seit 1999 Mitglied im Kuratorium der Walter-Raymond-Stiftung der Bundesvereinigung der Arbeitgeber (BDA). Seit 2001 Mitglied des Vorstandes des Deutschen Juristen-Fakultätentages, München. 2002–2004 1. Vizepräsident des Deutschen Hochschulverbandes, Bonn. Seit 2003 Mitglied des Kuratoriums der „Demokratiestiftung“, Köln. Seit 2006 Mitveranstalter der „Deutschen Hochschulrechtstage“, Bonn, Erlangen, Hannover, Köln. Seit 2007 Mitglied des Beirats der „Stiftung Gesellschaft für Rechtspolitik“, Trier. Seit 2008 Vorsitzender des Vereins zur Förderung der europäischen Rechtslinguistik, Köln. Seit 2009 Vorstand der Deutschen Universitätsstiftung (DUS), Bonn.

Prof. Dr. Frank Mehring, geb. 1970, ist Professor für amerikanische Literatur und Kultur an der Radboud Universität in Nimwegen/Niederlande. Seine Lehre konzentriert sich auf amerikanische Kulturtheorien, Immigrationsgeschichte, Mediengeschichte, kulturelle Mobilität und Kulturdiplomatie. Studium der Anglistik und Amerikanistik, Geschichte und Musikwissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen, University of Wisconsin-Madison und Harvard University.

2001 Promotion an der Justus-Liebig-Universität zu medialen Transferprozessen zwischen amerikanischem Transzendentalismus und Avantgarde Musik (*Sphere Melodies*. Metzler, 2003). Anschließend Lehrtätigkeit und Gastprofessor am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien an der Freien Universität Berlin. Forschungsaufenthalte mit der Studienstiftung des Deutschen Volks an der University of Wisconsin-Madison, Fulbright Scholar an der Harvard University und der National Portrait Gallery/Smithsonian American Art Museum in Washington DC. Frank Mehring verfasste die erste Biographie zu dem deutsch-amerikanischen Freiheitskämpfer *Karl/Charles Follen* (Ferber, 2004) und editierte eine Auswahl von dessen Schriften unter dem Titel *Between Natives and Foreigners. Selected Writings of Karl/Charles Follen* (Lang, 2007). Neben Publikationen zu Fragen kultureller Mobilität, Immigration und Medientransfer hat Frank Mehring kuratierte Ausstellungen organisiert (u.a. zum deutsch-amerikanischen Künstler Winold Reiss am Deutschen Generalkonsulat in New York oder zum Marshall Plan in Nimwegen und dem Nationalen Befreiungsmuseum in Groesbeek).

Aktuelle Forschungsprojekte:

1) Synaesthese im amerikanischen Film, 2) audio-visuelle und digitale Medien in der amerikanischen Kulturdiplomatie, 3) die Denkmalindustrie in der amerikanischen Kultur der Befreiung.

Seine mit dem Rob-Kroes-Award ausgezeichnete Habilitationsschrift *The Democratic Gap: Transcultural Confrontations of German Immigrants and the Promise of American Democracy* befindet sich im Erscheinen (Winter 2014).

Prof. Dr. Thomas Möbius, geboren 1963 in Heidelberg, studierte von 1983–1989 Germanistik, ev. Theologie und Philosophie an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg. Nach dem Ersten Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien wurde er 1992 mit einer interdisziplinären Arbeit aus dem Bereich der germanistischen Mediävistik und der Rechtsgeschichte zum Dr. phil. promoviert. Die Arbeit mit dem Titel „Studien zum Rachegedanken in der deutschen Literatur des Mittelalters“ wurde mit einem Promotionsstipendium der Konrad-Adenauer-Stiftung gefördert. Im Jahre 1993 legte er das Zweite Staatsexamen für das Lehramt an beruflichen und allgemeinbildenden Gymnasien ab und wirkte als Studienrat an einem großen Mannheimer Gymnasium. Außerdem versah er Lehraufträge für ältere deutsche Literatur an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Von 1998 an war er als Auslandsdienstlehrkraft an der German European School Singapore tätig. Die Annahme einer Stelle als Akademischer Rat bzw. Oberrat für Literaturwissenschaft, Literatur- und Mediendidaktik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg gab Möbius die Gelegenheit, sich wieder verstärkt der Forschung zuzuwenden. Die Habilitation an der Universität Erlangen/Nürnberg über ein Thema aus dem Bereich der Vermittlung älterer deutscher Literatur und Mediendidaktik („Grundlegungen einer symmedial-textnahen Didaktik älterer deutscher Literatur“) erfolgte im Jahre 2011, zuvor hatte Möbius Professuren in Freiburg, Osnabrück und Greifswald vertreten. Im Jahre 2012 trat er eine Professur für Fachdidaktik Deutsch an der RWTH Aachen an. Im Jahre 2013 erhielt Möbius einen Ruf auf eine Professur für die Didaktik der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Rostock, den er ablehnte. Den im selben Jahr ergangenen Ruf auf die Professur für Germanistische Literaturdidaktik an der Justus-Liebig-Universität nahm Möbius an.

Felix Münch, Jahrgang 1981, M.A., 2002 bis 2008 Studium der Politikwissenschaft, Neueren und Osteuropäischen Geschichte in Gießen, Tartu/Estland, Moskau und Warschau. Doktorand am *International Graduate Centre for the Study of Culture* der Universität Gießen, 2010 Gastdozentur an der Universität Wien, 2010 bis 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem Forschungsprojekt an der Södertörn University Stockholm, 2013 Lehrbeauftragter am Institut für Politikwissenschaft sowie seit 2014 am Institut für Schulpädagogik und Didaktik der Sozialwissenschaften der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Seit 2009 freier Mitarbeiter der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung sowie Assistent Koordinator des Universitätsverbunds *EU Universities Consortium – EUCC* (Warschau, Florenz, Stockholm), seit 2012 Geschäftsführer für deutsche und internationale Beziehungen bei der *Stiftung für Wissenschaft und Kultur Domus Dorpatensis* (Tartu/Estland), seit 2013 Chefredakteur und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Schriftenreihe *Europe of the 21st Century. Tolerance*

through *Understanding* (Reihenherausgeber: Hans Dylhén, Beata Klocek di Biasio, Bohdan Michalski, Peter Strandbrink) im Verlag Marszałek, Toruń/Polen.

Forschungsschwerpunkte:

Deutsche und Europäische Erinnerungs- und Geschichtspolitik; postsowjetische Erinnerungskulturen und nationale Geschichtsbilder mit den Schwerpunkten Russland, Baltikum, Ukraine; Denkmäler und Gedenkstätten, insb. des Nationalsozialismus und Kommunismus.

Neueste Veröffentlichung:

Mit Klocek di Biasio, Beata/Michalski, Bohdan (Hrsg.): *What Europeaness means today? European Identity and its Multicultural, Economic, and Social Dimensions*. Toruń 2014: Marszałek.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee ist seit dem 16. Dezember 2009 Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen (JLU). Seit 1. Januar 2012 hat er zudem das Amt des Vizepräsidenten des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) inne. Seit Anfang 2008 gehörte er dem Präsidium der JLU bereits als Erster Vizepräsident an und war für das Ressort Studium und Lehre zuständig. Er hatte wegen der schweren Erkrankung seines 2010 verstorbenen Vorgängers, Prof. Dr. Stefan Hormuth (ehemaliger DAAD-Präsident), bereits seit März 2009 auch die Amtsgeschäfte des JLU-Präsidenten geführt. Prof. Mukherjee (Jahrgang 1973) wurde im Sommersemester 2003 auf die C4/W3-Proessur für Englische Sprachwissenschaft an die JLU berufen. Von 2004 bis 2008 war er Prodekan des Fachbereichs 05 (Sprache, Literatur, Kultur), von 2005 bis 2008 auch gewähltes Mitglied des Senats und Sprecher der Professorenliste „Neue Universität“. Nach dem Studium der Anglistik, Biologie und Erziehungswissenschaft an der RWTH Aachen legte er nach dem zweijährigen Vorbereitungsdienst am Gymnasium 1999 das Zweite Staatsexamen ab. Am Englischen Seminar der Universität Bonn war er anschließend als wissenschaftlicher Assistent tätig und wurde im Jahr 2000 an der Universität Bonn promoviert. 2003 habilitierte er sich an der Universität Bonn und bekam die *Venia Legendi* für das Fach Englische Philologie verliehen.

Für seine wissenschaftlichen Verdienste sowie seinen Beitrag zur Vertiefung der guten Beziehungen beider Universitäten erhielt Prof. Mukherjee im Oktober 2012 in Rumänien die Ehrendoktorwürde der Ion Ionescu de la Brad University of Agricultural Sciences and Veterinary Medicine of Iasi.

Prof. Dr. Yasar Sarikaya, Jahrgang 1965, hat seit Dezember die Professur für Islamische Theologie und ihre Didaktik inne, die er bereits seit dem Wintersemester 2011/12 vertreten hatte.

Sarikaya studierte von 1984 bis 1989 Islamische Theologie an der Universität Ankara (Türkei). Von 1991 bis 1996 studierte er Orientalistik, Islamwissenschaft und Pädagogik an der Ruhr-Universität Bochum, wo er dann als Wissenschaftliche Hilfskraft am Seminar für Orientalistik und Islamwissenschaften tätig war. Ab dem Jahr 2000 arbeitete Sarikaya als Lehrer für Islamkunde in Duisburg und Paderborn. 2004 wurde er an der Ruhr-Universität Bochum promoviert. Von 2004 bis 2010 hatte er mehrere Lehraufträge an der Ruhr-Universität Bochum, der Goethe-Universität in Frankfurt am Main und der

Universität Osnabrück. Als Direktor des privaten Studiengangs „Lehramt für Islamische Religion“ an Pflichtschulen in Wien (Österreich) war Sarikaya in den Jahren 2008/2009 tätig. 2010 habilitierte er in Istanbul (Türkei). Seine Forschungsschwerpunkte sind Islamische Religionspädagogik und Fachdidaktik, Islamische Bildungs- und Ideengeschichte sowie Prophetenbiographie und Prophetenüberlieferung.

Prof. Dr. Ulrike Weckel, geb. 1960, Studium der Fächer Geschichte, Deutsch und Erziehungswissenschaft an der Universität Hamburg, 1987 Erstes Staatsexamen, 1988–1993 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Universität Hamburg, 1996 Promotion, 1997–2003 wissenschaftliche Assistentin am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin, 2001/2002 Visiting Associate Professor am Department of History der University of Michigan, Ann Arbor, 2005 Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften, Wien, 2005–2007 Marie Curie Fellow am Europäischen Hochschulinstitut, Florenz, 2008 Habilitation an der TU Berlin, 2007–2009 erneut Visiting Associate Professor am Department of History der University of Michigan, zwischenzeitlich 2008 Fellow am US Holocaust Memorial Museum, Washington DC, 2010–2013 Akademische Oberrätin am Historischen Institut der Ruhr-Universität Bochum, 2012/2013 Vertretung des Lehrstuhl für Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert mit Schwerpunkt im Nationalsozialismus an der Humboldt-Universität zu Berlin, seit April 2013 Professorin für Fachjournalistik Geschichte – Geschichte in Medien und Öffentlichkeit an der JLU Gießen.

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte:

Mediengeschichte, Rezeptionsforschung, Geschlechtergeschichte der Aufklärung, Geschichte der Geselligkeit, Nationalsozialismus und dessen Nachgeschichte.

Monographien:

Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum, Tübingen 1998;

Beschämende Bilder. Deutsche Reaktionen auf alliierte Dokumentarfilme über befreite Konzentrationslager, Stuttgart 2012;

Ausgewählte Aufsätze:

Der Fieberfrost des Freiherrn. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihren Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt a. M./New York 1996, S. 360–372;

Gleichheit auf dem Prüfstand. Zur zeitgenössischen Rezeption der Streitschriften von Theodor Gottlieb von Hippel und Mary Wollstonecraft in Deutschland, in: Claudia Opitz/Ulrike Weckel/Elke Kleinau (Hg.): *Tugend, Vernunft und Gefühl*. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster u.a. 2000, S. 209–247;

Spielarten der Vergangenheitsbewältigung – Wolfgang Borcherts Heimkehrer und sein langer Weg durch die westdeutschen Medien, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXI: Medien – Politik – Geschichte*, 2003, S. 125–161;

The Mitläufer in Two German Postwar Films: Representation and Critical Reception, in: *History & Memory. Studies in Representation of the Past* 15, 2003, Nr. 2, S. 64–93;
Reform oder Restauration väterlicher Autorität? *Der letzte Mann* (1955) als Remake mit Hans Albers, in: *WerkstattGeschichte* 35, 2004, S. 114–129;
Amerikanischer Traum von einem deutschen Schuldbekenntnis: Der Spielfilm *Judgment at Nuremberg* (1961) und seine Rezeption in der deutschen Presse, in: Georg Wamhof (Hg.): *Das Gericht als Tribunal, oder: Wie der*

NS-Vergangenheit der Prozess gemacht wurde, Göttingen 2009, S. 163–185;
Zeichen der Scham. Reaktionen auf alliierte atrocity-Filme im Nachkriegsdeutschland, in: *Mittelweg* 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 23, 2014, S. 3–29;
Teaching Democracy on the Big Screen: Re-education of Postwar Germans in A Foreign Affair and The Big Lift, in: Sonya Michel/Karen Hagemann (Hg.): *Gender and the Long Postwar: Reconsiderations of the United States and the Two Germanys, 1945–1989*, Washington D.C./Baltimore 2014, S. 93–114.

Herausgegeben
von der
Gießener
Hochschulgesellschaft

ISSN 0533-8689

